Protestantenblatt.

Wochenschrift für den deutschen Protestantismus.

Unter Mitwirkung von Gesinnungsgenossen herausgegeben von R. Emde, Bremen, und D. M. Fischer, Berlin.

37. Jahrgang.

Nr. 51 Bremen-Berlin, den 17. Dezember 1904

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis: Vierteljährlich 1,50 Mark. Bei direkter Zusendung 40 Pf. für Porto mehr. — Bestellungen nehmen sämtliche Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes entgegen. Postzeitungsliste 6244 a. — Anzeigen pr. Zeile 30 Pf., Reklame pr. Zeile 80 Pf.

Inhalt: Die mit Tränen säen, werden mit Freuden ernten. Von Martha Zietz. — Entstehung, Art und Geschichte des israelitischen Monotheismus. VII. Von Prof. Dr. Baentsch. — Das religiöse Weltbild unserer Klassiker. II. Von Th. Achelis. — Selbstverantwortlich. Von Karl König. — Gott. Von einer Suchenden. — Pro patria! Von A. Urbain. — Preisausschreiben. — Vom Büchertisch.

Die mit Tränen säen, werden mit Freuden ernten.

Den Weltkindern klingt diese Botschaft unverständlich, wie ein Hohn auf alle ihre Erfahrungen; ihnen geben Enttäuschungen und Entbehrungen nur das Recht, diese Welt als verachtungswürdig anzusehen, die Existenz des Gottes der Liebe zu leugnen und sich mit ihren pessimistischen Anschauungen ganz auf sich selbst zurückzuziehen. Wer aber gewohnt ist, alles was sich in unserem Leben ereignet, sei es eine Kleinigkeit oder ein Schicksal, das unserem äußeren Leben einen anderen Weg angibt, als eine Tat unseres Vaters im Himmel anzusehen, die dazu bestimmt und befähigt ist, uns dem Ziel innerer Vervollkommnung entgegen reifen zu lassen, der wird durch Schicksalsschläge und Prüfungen immer fester an Gott gebunden. Es wird ja von keinem Christen verlangt, daß er lachend und ohne Trauer alles das im Leben hergeben soll, was ihm einst in seiner Jugend das Leben lebenswert zu machen schien. Nein, kämpfen sollen wir, ehrlich kämpfen, um uns und unsere Wünsche, die uns fester an die Erde ketten möchten, zu überwinden. Jahre werden dahingehen, in heißen Tränen, in schlaflosen Nächten, unter unsagbaren Schmerzen werden wir eine Hoffnung nach der anderen begraben müssen. Aber es waren das alles Hoffnungen und Wünsche, die auf dieses Leben gerichtet waren. Wir hofften durch Menschen ein Glück zu empfangen, das uns Frieden mit uns und der Welt bringen sollte. Was war natürlicher, als daß wir enttäuscht wurden. Menschen sind, wie wir selbst, Geschöpfe einer höheren Macht, die der Vollendung zustreben, die, wie wir selbst, fehlen und straucheln. Von diesen Menschen dürfen wir kein Glück erwarten, sie können es nicht geben. Wir dürfen Gott nicht anklagen, wenn Menschen unsere Hoffnungen nicht erfüllten, wenn ihre Untreue, ihre Falschheit und ihre Schwäche uns Kämpfe bereiteten, die wir oft glaubten, nicht überleben zu können.

Wir sollen Kinder des Lichts sein, wir sollen Gemeinschaft mit Gott haben. Wahrlich: die mit Tränen säen, werden mit Freuden ernten. Je mehr wir enttäuscht werden von Menschen, desto eher werden wir zu der Einsicht kommen, daß alles Irdische, und mag es auch im ersten Augenblick noch so verlockend erscheinen, ein Trug, ein Irrlicht, das uns in den Sumpf des Lebens, nicht ein Stern, der in lichte Höhen führt, ist. Aber was bedeutet aller Kummer vergangener Zeiten im Verhältnis zu dem befreienden, wirklich erhebenden Gefühl, das uns aus diesem Leid erwächst, jenem Gefühl, das nur dazu dient, uns innerlich frei zu machen, frei zu machen, um nun mit jeder Arbeit, jedem Streben Gott zu dienen, ohne Rücksicht auf Menschen und deren Urteil, unbekümmert um alle weiteren Anfeindungen und Verdächtigungen. Wie glücklich ist der Mensch, der schon in seiner Jugend mit Tränen säete, dem nun noch ein langes Leben der Ernte, der Arbeitsfreude bleibt. Glücklich kann man nicht werden, so lange man unter Glück die Befriedigung persönlicher Wünsche versteht. Erst wenn man unter Tränen gelernt hat, Glück in der Arbeit zu anderer Menschen Besten zu suchen, dann wird man es finden. Ungeahnt schön ist das Land, das Gottes milde Vaterhand uns erschließt; dort gibt es keine Enttäuschungen. Reumütig werden wir uns schämen, daß je die Tränen uns kindische Anklagen gegen diesen gütigen Vater entreißen konnten. Glücklich und stolz erhobenen Hauptes werden wir die Botschaft verkünden: „Wer mit Tränen säet, der wird mit Freuden ernten."

Hamburg. Martha Zietz.

Entstehung, Art und Geschichte des israelitischen Monotheismus.

(Die Religion Israels auf kanaanäischem Boden.)

VII.

Der von Moses begründete Qadesch-Staat hatte nur kurzen Bestand. Er bildete gewissermaßen nur eine Etappe auf dem Wege zur definitiven Festsetzung in einem wirklichen Kulturland. Wann er seine Auflösung fand, läßt sich nicht genau angeben, denn die 40 Jahre der biblischen Überlieferung haben keine chronologische Bedeutung.*) Wahrscheinlich hat aber die Bewegung der Israelstämme ins kanaanäische Kulturland noch am Ende des 13. Jahrhunderts eingesetzt.

Es kann hier nicht unsere Aufgabe sein, die an Dunkelheiten so reiche Geschichte der Eroberung Kanaans durch die Israelstämme näher darzulegen. Es sei hier nur hervor-

*) Die 40 hängt mit den Plejaden zusammen und bezeichnet eigentlich die Regen- und Winterzeit, in der die Plejaden unsichtbar sind, d. h. nach den Vorstellungen der Astralreligion in der Unterwelt weilen (s. Gen. 7, 12). In der alttestamentlichen Darstellung findet die 40 namentlich Verwendung, wenn es sich um Zeiten der Zurückgezogenheit und Verborgenheit handelt. Als solch eine Zeit der Zurückgezogenheit wird eben die Zeit des Wüstenaufenthalts angesehen. Elias wandert 40 Tage und Nächte nach dem Horeb, wohin er sich aus dem gottlosen Lande Kanaan in die Stille zurückzieht, 1. Kg. 19, 8. Man vergleiche auch die 40 Tage und Nächte, die Jesus in der Wüste fastet (Ev. Matth. 4, 2). Also auch hier wieder ein interessantes Beispiel für die Anwendung des astralen Schemas auf die Geschichtsdarstellung.

gehoben, daß die eindringenden Israelstämme die kanaanäische Landesbevölkerung nicht etwa mit Stumpf und Stiel vom Erdboden hinweggetilgt haben, wie man sich so häufig vorstellt. Strichweise hat sich die Einwanderung und Festsetzung sogar auf ziemlich friedlichem Wege vollzogen. Und wo es, wie namentlich im Norden des Landes, zu oft blutigen Kämpfen kam, haben diese Kämpfe doch nicht zur Ausrottung der Kanaaniter geführt. Die Kanaaniter behaupteten sich noch lange neben den Israeliten, namentlich in den größeren Städten, und allmählich, nachdem friedliche Zeiten eingetreten waren, fing man an, sich gegenseitig zu vertragen, sich mit einander zu verschwägern und zu vermischen.

Für die Religion der Israelstämme bedeutete die Festsetzung in Kanaan natürlich eine neue Epoche. Denn die neuen Verhältnisse beeinflußten die neue Religion notwendig in bestimmender Weise, fördernd auf der einen Seite, aber vielfach auch hemmend und auf verhängnisvolle Abwege führend. Was da zunächst in die Augen fällt, ist, daß Jahves Interessen sich je länger je mehr mit den Interessen des Volkes, das sich einen Platz in der Völkerwelt zu erringen suchte und dadurch in ausgesprochenem Gegensatz zu anderen Völkern und ihren Göttern trat, auf das engste verflochten. Der immer schärfer sich ausprägende *nationale* Charakter des Volksgottes Jahve drängte die ethischen Eigenschaften dieses Gottes in den Hintergrund und verdunkelte sie zuweilen ganz, denn, wo nationale Interessen auf dem Spiele stehen, fragt der Mensch gemeinhin nicht nach Recht und Gerechtigkeit und läßt folgerichtig auch seinen Gott nicht danach fragen. Das zeigt sich für Israel besonders in den Zeiten der blutigen Kämpfe, die das neue Zeitalter eröffnen. Jahve nimmt in diesen Zeiten kriegerischer Begeisterung ganz die Züge eines furchtbaren *Kriegsgottes* an, der in Israels Feinden seine eigenen Feinde sieht und sie bis aufs Blut bekämpft. Mit dem Namen Jahves als Kriegsgeschrei auf den Lippen und mit der heiligen Lade als Kriegsheiligtum in ihrer Mitte stürzen sich die Israelstämme in die Schlachten, und all die blutigen Gräueltaten, das Sengen und Brennen, das Hinmorden von Männern, Weibern und Kindern — der alte Israelit bezeichnete das als Vollstreckung des heiligen Bannes — geschieht in Jahves Namen und ihm zu Ehren. Es mußten erst ruhigere Zeiten kommen, ehe man sich wieder auf die ethische Seite in Jahves Wesen besinnen konnte. Diese ruhigeren Zeiten stellten der Jahvereligion nun aber zugleich eine neue Aufgabe. Der Übergang zur Kulturstufe des *Ackerbauers* und später des *Städtebewohners* bedingte eine totale Veränderung der durchaus auf die Stufe des Nomaden- oder Halbnomadentums*) abgestimmten mosaischen Jahvereligion, die sich nunmehr den neuen Verhältnissen anzupassen hatte. Diese Anpassung vollzog sich aber in einem allmählichen Prozeß, in dessen Verlaufe der Jahvereligion manche Verunreinigungen zugeführt wurden. Es war ja nur natürlich, daß Israel sich bei dieser Anpassung an die auf den Ackerbau begründete *kanaanäische Baalsreligion* anlehnte, ihre Formen und Bräuche allmählich herübernahm und ihre Institutionen auf die Jahvereligion aufpfropfte. Eine derartige Beeinflussung durch die kanaanäische Baalsreligion, die ja in ihrem innersten Kern eine Naturreligion war — denn der kanaanäische Baal war ein Sonnen-Baal und die vielen ihm untergeordneten Bealim trugen alle naturhaften Charakter — bedeutete aber für eine Religion, die kaum erst den Charakter einer Naturreligion abgestreift hatte, eine *sehr gefährliche Infektion*, die unter Umständen im Stande sein konnte, die geschichtliche Religion in eine Naturreligion zurückzubilden und zwar um so eher, als der ursprüngliche naturhafte Charakter Jahves noch keineswegs vergessen war und in vielen Vorstellungen noch nachwirkte.

Neben diesen spezifisch kanaanäischen kamen aber noch Einflüsse anderer Art in Betracht. Wir wissen, daß der Boden Kanaans um 1400 v. Chr. und auch nachher noch von *babylonischer* Geisteskultur geradezu getränkt war. Die Tell el-Amarna-Briefe, von denen ein Teil in Palästina verfaßt ist, sind meist in babylonischer Sprache und Keilschrift geschrieben. Hätten wir nun freilich nur diese diplomatischen Dokumente, so könnte man meinen, daß der Gebrauch babylonischer Sprache und Schrift nur auf den diplomatischen Verkehr beschränkt, weiteren Kreisen des Volkes aber unbekannt gewesen sei. Neuerliche Funde an der Stätte des alten Taanakh**) haben uns aber belehrt, daß man sich überhaupt zum schriftlichen Verkehr und zur Niederschrift von allerlei Dingen der babylonischen Sprache und Schrift bediente. So ist anzunehmen, daß die einigermaßen gebildeten Kanaanäer sich damals auf babylonische Sprache und Schrift verstanden. Wo man aber mit diesen Dingen bekannt war, da muß notwendig auch Bekanntschaft mit babylonischer Wissenschaft, mit babylonischer Astronomie und mit babylonischen Mythen und Epen vorausgesetzt werden, denn an Texten, auf denen derartige Dinge standen, studierte man eben die fremde Sprache und Schrift.***) Dazu läßt die kanaanäische Religion so gut wie die phönizische babylonische Einflüsse erkennen. In dem Maße nun, als die Israeliten sich mit den Kanaanäern vermischten und in ihre Kultur hineinwuchsen, mußten sie auch mit wesentlichen Elementen der babylonischen Geisteskultur und Religion bekannt und vertraut werden. Damit war also eine weitere Art von Einflüssen gegeben, die ebenso anregend wie hemmend und alterierend wirken konnten.

Aber wir sind damit noch nicht am Ende. Aus den oben bereits erwähnten Tell el-Amarna-Briefen wissen wir, daß Palästina um 1400 v. Chr. eine *ägyptische* Provinz mit ägyptischer Verwaltung, ägyptischen Beamten und Garnisonen gewesen ist. Eine solche ägyptische Provinz ist das Land auch weiter noch geblieben und war es, wenn wohl auch nur noch dem Namen nach, als die Israelstämme in das Land eindrangen. Die politische Zugehörigkeit zu Ägypten, die einen regen Verkehr zwischen beiden Ländern zur notwendigen Folge hatte, macht nun aber auch das Eindringen ägyptischer Kultur und religiöser Wissenschaft mehr als bloß wahrscheinlich. Konnten sich die ägyptischen Einflüsse an Mächtigkeit sicher auch mit den babylonischen nicht vergleichen, so werden wir immerhin eine eigenartige Kreuzung von ägyptischen und babylonischen Kultureinflüssen für das alte Kanaan anzunehmen haben.

So war es also ein wahres *Chaos von fremden Einflüssen*, denen die israelitische Religion auf kanaanäischem Boden unterstellt war. Wenn nun, wie wir weiterhin zu zeigen haben werden, die israelitische Religion diesen Einflüssen nicht einfach unterlag, sondern sich die fremden Elemente im Laufe der folgenden Jahrhunderte allmählich assimilierte, um dann im Laufe des 8. Jahrhunderts in einer Gestalt hervorzutreten, die sie allen heidnischen Religionen der benachbarten Völker weit überlegen zeigt, so erklärt sich das nur unter der Voraussetzung, daß ihrer Gottesvorstellung von Anfang an ein scharf ausgeprägter, unverwüstlicher höherer Charakter eigen war, der dieser Religion den endlichen Sieg über die Natur- und Astralreligionen des alten Orients verschaffte. Jede schwächere Religion dagegen, die sich nicht in spezifischer Weise von den Religionen der Nachbarvölker unterschied, hätte diesen mächtigen Einflüssen nicht Stand gehalten, sondern wäre auf kanaanäischem Boden in die kanaanäische Naturreligion aufgegangen und hätte kaum ihren Namen, geschweige denn mächtige geschichtliche Nachwirkungen hinterlassen.

Um nun den religionsgeschichtlichen Prozeß, der mit dem siegreichen Hervorgehen der Jahvereligion aus dem Chaos fremdartiger Elemente und mit dem Durchbruch des

*) Zum Ackerbau konnte in Qadesch nur in sehr beschränktem Maße übergegangen werden; die Mehrzahl der Stämme war noch immer auf das Viehnomadentum angewiesen.

**) Vergl. dazu Alfr. Jeremias, Das Alte Testament im Lichte des alten Orients (S. 207 f.).

***) In Ägypten sind babylonische Keilschrifttexte gefunden, die noch deutlich die Spuren davon tragen, daß sie zum Einüben des Lesens benutzt worden sind.

monotheistischen Gedankens endigte, verständlich zu machen, müssen wir die wechselnden Phasen, die die Geschichte der Jahvereligion vom 12. bis 8. vorchristlichen Jahrhundert auf kanaanäischem Boden durchlaufen hat, etwas eingehender schildern.

Wir hatten bereits bei Besprechung der für Moses vorauszusetzenden Gottesauffassung bemerkt, daß dieser Auffassung trotz des in ihr zum Ausdruck kommenden bedeutsamen Fortschrittes noch manche Beschränktheiten anhafteten. Der Gottesglaube des Moses schloß den Glauben an die Existenz anderer göttlicher Mächte noch keineswegs aus. Nur sollten die Israeliten mit diesen anderen göttlichen Mächten nichts mehr zu tun haben, sondern nur in Jahve ihren Gott sehen, wie andererseits Jahve speziell auf die Verehrung durch die Israelstämme Anspruch machte. Zu dieser nationalen Beschränkung Jahves auf die Israelstämme hatte sich aber noch eine andere Beschränkung gesellt, von der bisher noch nicht die Rede gewesen ist und deren Besprechung wir hier nachholen müssen, da sie für die weitere Entwicklung der Religion der Israelstämme sehr in Betracht kommt. Ich meine die lokale Beschränkung Jahves auf den Sinai. So hoch Moses auch von Jahve denken mochte, so war es ihm doch noch nicht gelungen, die Beziehung Jahves zu dem Horeb oder Sinai als seinem eigentlichen Wohnorte, an dem er Jahrhunderte hindurch Verehrung genossen hatte, zu lösen. Gewiß konnte Jahve seine Macht weit über den Bereich des Sinaiberges hinaus entfalten und wirksam werden lassen, aber der Sinai war doch sein eigentlicher Wohnsitz und Kultort, an dem allein man sich diesem Gotte nahe fühlen konnte. Die Israelstämme waren denn auch bei ihrem Aufbruche von dem altheiligen Gottesberge (den wir uns in der Nachbarschaft des Qadesch-Staates gelegen denken müssen) der festen Überzeugung, daß Jahve nicht in Person mit ihnen ziehen, sondern an seiner alten Stätte bleiben werde. Dafür besaßen sie in der heiligen Lade, an die nach ihrem Glauben Jahve die ganze Fülle seiner geheimnisvollen Kräfte gebunden hatte, ein Surrogat seiner Gegenwart, und in den Erscheinungen des Mal'akh, d. h. seines Boten oder Engels, und in dem Sichtbarwerden seiner Panim, d. h. seines Antlitzes — man hat bei beiden an Projektionen der transszendenten Gottheit in die Erscheinungswelt zu denken — eine Art Ersatz für seine persönliche Nähe und Leitung.

Auch für die in Kanaan eingedrungenen Israeliten blieb der Sinai oder Horeb zunächst noch die eigentliche Heimat ihres Gottes. Wohl glaubten sie, daß er ab und zu in kritischen Augenblicken den Sinai verlassen und seinem Volke in den Kämpfen gegen die Kanaaniter zu Hülfe eilen könne (Richter Kap. 5, 4 ff.), aber sie waren auch der Überzeugung, daß er nach errungenem Siege wieder an seinen alten Wohnsitz zurückkehre. Im Übrigen getrösteten sie sich der heiligen Lade als des Unterpfandes seiner Gegenwart und der Erscheinungen und Offenbarungen seines Mal'akh. Diese Vorstellung von dem Sinai als der eigentlichen Heimat ihres Gottes mußte so lange Bestand haben, als die Israeliten selbst in Kanaan noch nicht völlig heimisch geworden und noch nicht in die neuen Kulturverhältnisse hineingewachsen und darin festgewurzelt waren. Erst als sich diese Festwurzelung vollzogen hatte und die alten Traditionen und Erinnerungen an die Wüstenzeit zu verblassen anfingen, konnte Jahve allmählich seinen Wohnsitz von dem Sinai nach Kanaan selbst verlegen, bis er zu Davids Zeiten in dem Zionsberg einen neuen Bergsitz erhielt, mit dem er dann ebenso fest verwuchs wie er früher mit dem Sinaiberg verwachsen gewesen war. Nichtsdestoweniger hat sich die Erinnerung daran, daß der Sinai die eigentliche Heimat dieses Gottes sei, auch dann noch weiter erhalten, ja sie ist nie ganz geschwunden. Ein besonders charakteristisches Beispiel dafür besitzen wir aus dem 9. vorchristlichen Jahrhundert. Der Prophet Elias ist der Überzeugung, daß Jahve das durch den Kult des tyrischen Baal verunreinigte Land Kanaan verlassen und sich nach dem Horeb zurückbegeben habe. Er macht sich deshalb selbst nach dem Horeb auf, um mit seinem Gott allein zu sein und sich von ihm neue Kraft schenken zu lassen, 1. Kg. 19, 8 f. (Vergleiche zu dieser Stelle die erste Anmerkung oben.)

Es kann nicht geleugnet werden, daß diese Vorstellung von einer gewissen Beweglichkeit Jahves, die durch das Nachwirken jener alten Erinnerung auf kanaanäischem Boden sich bilden mußte, für die weitere Entwicklung des Gottesgedankens in Israel ein förderndes Moment einschloß. Jahve verwuchs nicht so unzertrennlich fest mit dem kanaanäischen Boden, wie die kanaanäischen Naturgottheiten damit verwachsen waren. Er konnte ihn unter Umständen verlassen und preisgeben, ohne sich damit selbst aufzugeben. Wie diese Auffassung, die natürlich dem Volke nicht in jedem Augenblicke gegenwärtig war, aber doch in jedem Augenblicke ihm zum Bewußtsein gebracht werden konnte, der Auffassung von dem sittlichen, nicht an nationale Schranken gebundenen Wesen Jahves, an die später die monotheistische Gedankenbildung in Israel anknüpft, entgegenkam, braucht hier nur angedeutet zu werden.

Aber zunächst hatte die Meinung, daß Jahves eigentlicher Wohnsitz der Sinai sei, eine für die weitere Entwickelung der Jahvereligion höchst gefährliche Folge. War Jahve eigentlich auf dem Sinai wohnhaft, so war er für das Bewußtsein seiner Verehrer doch eigentlich nur ein Wüstengott, von dem man nicht ohne weiteres erwarten konnte, daß er den Israeliten die Segensgüter des Ackerbaues zu spenden im Stande sein werde. Mochte er auch als Kriegsgott den Israelstämmen den Sieg über die Kanaaniter verleihen und sie so in den Besitz des Kulturlandes setzen können, als der Gott vom Sinaiberge konnte er kein Getreide wachsen und die Früchte des Feldes nicht reifen lassen, auch dann nicht, wenn man sich jetzt etwa seines früheren Mondgottcharakters erinnert hätte. Denn das war für Kanaan vielmehr Sache des kanaanäischen Sonnenbaals und der vielen ihm untergeordneten Landesgottheiten, von deren Wirken und Schaffen das Fallen von Tau und Regen, die Ergiebigkeit der Quellen, die Fruchtbarkeit des Bodens und das Gedeihen der Saaten abhing. So war es begreiflich, daß die Israeliten, die ja an der Existenz der kanaanäischen Landesgottheiten nicht zweifelten, sich auch zu diesen in Beziehung zu setzen suchten. Damit war aber den kanaanäischen Einflüssen auf die Religion Israels Tür und Tor geöffnet. Wie diese kanaanäischen Einflüsse sich ausgewirkt haben, darüber soll das nächste Mal berichtet werden.*)

Jena. Prof. Dr. Baentsch.

Das religiöse Weltbild unserer Klassiker II.

Ist bei Schiller alles Energie, schärfste Anspannung des Willens, so macht sich bei Goethe die Ursprünglichkeit und Stärke des Gefühls um so unwiderstehlicher geltend, die sowohl in seiner religiösen als auch (was damit unmittelbar zusammenhängt) in seiner Naturanschauung sich offenbart, eine Sphäre, die bekanntlich für den großen Idealisten gegenüber der von ihm bevorzugten Geschichte kaum von Bedeutung war. Wenn Schiller sein ästhetisches Glaubensbekenntnis in die Verse kleidet:

Nur durch das Morgenrot der Schönheit
Dringst du in der Erkenntnis Land —,

so ist bei Goethe die Poesie, die Göttin der Wahrheit, wie wir schon oben sahen, keine abstrakte Idee, sondern eine konkrete Persönlichkeit, die sein Herz zu den höchsten und weihevollsten Gedanken und Gefühlen begeistert hat, Frau v. Stein. Liebesempfindung, wissenschaftliches Denken, Naturstimmung, sittlicher Glauben, kurz alles, was den ganzen unerschöpflichen Reichtum seines geistigen Lebens ausmacht, wird religiös erfaßt und in diesem Sinne umgestaltet. Es ist ganz hoffnungslos, an dieser Stelle das Thema auch nur in den allgemeinsten Umrissen zu erschöpfen, wir müssen

*) Herr Professor Baentsch wird seine Arbeit in den ersten Nummern des neuen Jahrgangs zu Ende führen. D. Red.

uns mit einigen Andeutungen und Hinweisen begnügen. Daß Goethe kein Anhänger des landläufigen Deismus der Aufklärung sein konnte, versteht sich von selbst, umgekehrt, man könnte vielfach, namentlich der Natur gegenüber, in pantheistischer Auffassung von einer gewissen Gotttrunkenheit sprechen:

Was wär' ein Gott, der nur von außen stieße,
Im Kreis das All am Finger laufen ließe!
Ihm ziemt's, die Welt im Innern zu bewegen,
Natur in sich, sich in Natur zu hegen,
So daß, was in ihm lebt und webt und ist,
Nie seine Kraft, nie seinen Geist vermißt.

Oder mehr ethisch gefärbt:

Im Namen dessen, der sich selbst erschuf,
Von Ewigkeit in schaffendem Beruf,
In seinem Namen, der den Glauben schafft,
Vertrauen, Liebe, Tätigkeit und Kraft,
In jenes Namen, der, so oft genannt,
Dem Wesen nach blieb immer unbekannt:
So weit das Ohr, so weit das Auge reicht,
Du findest nur Bekanntes, was ihm gleicht,
Und deines Geistes höchster Feuerflug
Hat schon am Gleichnis, hat am Bild genug.

Sell hat mit Recht die bekannte Selbstcharakteristik Jacobi gegenüber angeführt: „Ich für mich kann bei den mannigfachen Richtungen meines Wesens nicht an einer Denkweise genug haben. Als Dichter und Künstler bin ich Polytheist, Pantheist als Naturforscher und eines so entschieden als das andere. Bedarf ich eines Gottes für meine Persönlichkeit als sittlicher Mensch, so ist dafür auch schon gesorgt. Die himmlischen und irdischen Dinge sind ein so weites Reich, daß nur die Organe aller Wesen zusammen es erfassen mögen." Es läßt sich zeigen (fügt er hinzu), daß von diesen verschiedenen Denkweisen, denen er gleichzeitig hingegeben scheint, Goethe in den einzelnen Abschnitten seiner Entwicklung doch bald die eine, bald die andere mehr bevorzugt hat. Das wichtigste bleibt immer, daß er sie alle für berechtigt, ja notwendig hält, um dem Geheimnisse des All gerecht werden zu können (S. 168). Trotz dieser verschiedenartigen Färbungen tritt aber u. E. jener obenbezeichnete Grundton des tiefen Gefühls, der eigentlichen Religiosität gegenüber aller Dogmatik und überhaupt gegenüber allem Rationalismus unleugbar hervor. Jene Stimmung, wie sie Faust so wundervoll schildert:

Ein unbegreiflich holdes Sehnen
Trieb mich durch Wald und Wiesen hinzugeh'n
Und unter tausend heißen Tränen
Fühlt' ich mir eine Welt entsteh'n, —

ist auch für spätere Zeiten noch maßgebend, z. B. für manche köstliche Lieder des west-östlichen Divan oder für den Pantheismus der Naturempfindung:

Im Grenzenlosen sich zu finden,
Wird gern der Einzelne verschwinden,
Da löst sich aller Überdruß.
Statt heißem Wünschen, wildem Wollen,
Statt läst'gem Fordern, strengem Sollen
Sich aufzugeben ist Genuß.
Weltseele komm, uns zu durchdringen!
Dann mit dem Weltgeist selbst zu ringen,
Wird unserer Kräfte Hochberuf.

Und doch bei aller Gefühlsglut, bei aller Ablehnung verstandesmäßigen Erkennens in dieser Sphäre nichts von den Nebeln der Mystik, von jener gefährlichen Selbstbespiegelung in religiösen Phantastereien, in denen sich z. B. der „betrogene Betrüger" Lavater so gefiel, sondern selbst bei der Anerkennung göttlicher Hülfe und Gnade (wenn aufrichtige Reue sich mit unentwegtem Streben verbindet) die organische Verknüpfung aller hochfliegenden idealen, weltfremden Gefühle und Stimmungen mit dem sittlichen Tun, mit gemeinnützigem Wirken und Schaffen. Wir werden wohl gar gewarnt, uns nicht allzu sehr solchen Gedanken, um nicht zu sagen Träumereien, zu überlassen:

Nach drüben ist die Aussicht uns verrannt;
Tor, wer dorthin die Augen blinzend richtet,
Sich über Wolken Seinesgleichen dichtet!
Er stehe fest und sehe hier sich um;
Dem Tüchtigen ist diese Welt nicht stumm.
Was braucht er in die Ewigkeit zu schweifen!

Aber auch für die Entwicklung der Menschheit, also in kulturgeschichtlicher Beziehung wußte Goethe den Wert echter religiöser Empfindung vollauf zu schätzen, was das öfter angeführte Zitat aus den Noten und Abhandlungen zum west-östlichen Divan veranschaulichen möge: „Das eigentliche, einzige, tiefste Thema der Welt- und Menschengeschichte, dem alle übrigen untergeordnet sind, bleibt der Konflikt des Unglaubens und Glaubens. Alle Epochen, in denen der Glaube herrscht, unter welcher Gestalt er auch wolle, sind glänzend, herzerhebend und fruchtbar für Mitwelt und Nachwelt. Alle Epochen hingegen, in welchen der Unglaube, in welcher Form es sei, einen kümmerlichen Sieg behauptet, verschwinden vor der Nachwelt, weil sich niemand gern mit der Erkenntnis des Unfruchtbaren abplagt." Immer und immer wieder hat Goethe in stets neuen Wendungen und Gleichnissen, bald in rein dichterischer, bald auch wieder in mehr wissenschaftlicher Form (dahin gehört z. B. die früher schon gestreifte psychologische Zergliederung des Ehrfurchtsbegriffes) Stellung genommen zu diesem wichtigsten Menschheitsproblem, das von den Tagen der frühesten Kindheit an (man erinnere sich des naiven Kultus, von dem in Wahrheit und Dichtung die Rede ist) bis in die Zeit des spätesten Greisenalters sein Sinnen und Denken bewegte. Dahin gehört das Bekenntnis aus dem Jahre 1831, längst nachdem sich die Scheidung von der Kirche und vom Dogma vollzogen und dasjenige sich bei ihm gebildet hatte, was er das Christentum für meinen Privatgebrauch nannte: „Nun erfahre ich in meinen alten Tagen von einer Sekte der Hypsistarier, welche, zwischen Heiden, Juden, Christen geklemmt, sich erklärten, das Beste, Vollkommenste, was zu ihrer Erkenntnis käme, zu schätzen, zu bewundern und zu verehren und, insofern als es mit der Gottheit in wahrem Verhältnis stehen müsse, anzubeten. Da ward mir auf einmal aus einem dunklen Zeitalter her ein helles Licht: denn ich fühlte, daß ich zeitlebens getrachtet hatte, mich zum Hypsistarier zu qualifizieren."

Fragen wir nun zum Schluß, welches ist im besonderen die Stellung unserer Klassiker zum Christentum (nicht so sehr zu einzelnen Dogmen), so können wir darauf mit unserem Gewährsmann nur eine negative Antwort erteilen: Nicht als Gläubige dieser unserer Kirchenreligion oder einer protestantischen Privatreligion haben sie ihre Stimme erhoben, sondern als die vom Geiste der Dichtung beseelten Dolmetscher aller höchsten Empfindungen des Menschenherzens überhaupt. Keiner von ihnen, außer etwa Herder, hat, soweit sich das wahrnehmen läßt, ein derart persönliches Verhältnis zu Christus gehabt, daß ihm dessen heilige Gestalt immer wieder als trostreiche, hülfreiche Erinnerung in schweren Stunden vorgeschwebt hätte. Sie haben ihm hier und da gehuldigt in ehrlicher Ergriffenheit; aber als Gläubige hätten sie sich darum nun und nimmer ansprechen lassen. So gewiß sie alle überzeugt „protestantisch" waren, zu Verkündigern eines liberalen, protestantischen Christentums können wir unsere Klassiker nur machen, wenn wir den klaren Zeugnissen über ihr Innenleben, wie sie in großer Breite vor uns liegen, Gewalt antun oder sie übersehen (S. 258). Dagegen sind sie, wie Sell erklärt, Zeugen einer eigenen Religiosität, die sie gemäß ihrer sonstigen Lebens- und Weltanschauung entwickelt haben. Diese organische Verschmelzung aber des innersten Gemütslebens mit den unausweichlichen Forderungen wissenschaftlicher Erkenntnis, ohne jede Befangenheit und dem bei uns jetzt wieder so modischen unhistorischen Radikalismus, ist für uns, die wir unter ungleich schwereren Verhältnissen nach diesem Ziele ringen, vorbildlich. Im ganzen und großen werden auch wir uns noch Goethe anschließen, wenn er bekannte: „Man streitet viel und wird viel streiten über Nutzen und Schaden der Bibelverbreitung. Mir ist klar: schaden wird sie, wie bisher dogmatisch und phantastisch gebraucht, nutzen wie bisher, didaktisch und gefühlvoll aufgenommen. Ich bin überzeugt, daß die Bibel immer schöner wird, je mehr man sie versteht, d. h. je mehr man einsieht und anschaut, daß jedes Wort, das wir allgemein auffassen und im besonderen

auf uns anwenden, nach gewissen Umständen, nach Zeit- und Ortsverhältnissen einen eigenen, besonderen, unmittelbar individuellen Bezug gehabt hat."

Wir können das vorliegende, durchaus allgemein verständliche, mit innerer Wärme und doch objektiver Kritik verfaßte Buch (das in diesen Blättern schon einmal ganz kurz angezeigt war, vgl. Nr. 42) allen Lesern bestens zum Studium empfehlen.

Bremen. Th. Achelis.

Selbstverantwortlich.

Jede Erlösung von außenher stößt bei uns sofort auf einen starken inneren Widerspruch. Wir finden, daß es unsere Pflicht sei, die tiefsten und innersten Kämpfe um uns selber auch zwischen Gott und uns selber abzumachen. Hier kann uns der beste und edelste Freund wohl Winke, Hülfen, Antriebe verleihen, aber das entscheidende Handeln bleibt unser eigenstes Stück Arbeit. Es hat zuletzt nur das persönlichen Wert, was durch eigenen Schweiß erworben ist.

Zweifelsohne liegt etwas Großes und Starkes in dieser Auffassung der Dinge. Der Mensch will nicht leichthin die Selbstverantwortlichkeit von seinen Schultern ab und sie auf die Kirche und ihre Sühnemittel, auf Jesus und auf Gott wälzen.

Nun aber, da wir diese „Selbstverantwortlichkeit" prüfen, finden wir gerade da den Punkt, wo der moderne Mensch sich am liebsten um den sittlichen Ernst betrügt. Wohl, gegen die Sühnetheorie der Kirche und das sogenannte stellvertretende Leiden Christi spielt man sofort die Selbstverantwortlichkeit als das sittlich Höhere aus. Aber um sie selber sucht man trotzdem möglichst bequem herumzukommen.

Wozu einem die Kirche nicht mehr hinreichen will, dazu muß nun das Naturgesetz herhalten. Es nimmt einem die Verantwortung ab. Es geht ja alles nach ewigen Gesetzen zu, sie umfassen das Größte und Kleinste. Kein Haar fällt von unserem Haupt, kein Gedanke steigt aus ihm empor, kein Wille glüht in uns auf ohne des Naturgesetzes allgültigen Willen. Was wir unsere Freiheit nennen, ist nur ein Schaum und Traum. Die Welle hebt uns und läßt uns fallen. Du glaubst zu schieben und wirst geschoben. Die Verhältnisse, die Umstände, das Milieu schaffen Dich und Deinen Charakter. So wie Du bist, mußtest Du werden. Der Zwang ist alles und Du selber nichts.

Und wenn man denn so selber nichts ist, ist man ja recht gründlich mit sich selber fertig und kann sich weiter von den Wellen tragen lassen, hinauf hinab, hinab hinauf. Wer ist nun eigentlich verantwortlich? Die Umstände, die Dinge, die Gesetze, das All? Ja, dieses All, das in seiner abgrundtiefen Bosheit nur in uns so tut, als wäre in ihm auch eine Stätte, da Freiheit, Selbstbestimmung, Selbstverantwortlichkeit den Thron besteigen und das Szepter führen!

Ich möchte wohl wissen, ob sich wirklich schon auf Erden auch nur ein einziger Mensch auf diese Weise um seinen eigenen Schatten gebracht hat. Man kann ja nicht in die Seelen sehen. Aber wir haben gerade hier immer das ganz bestimmte Gefühl, daß, je lauter so geredet wird, man um so weniger an seine eigenen Worte glaubt. Es ist, als wollte man etwas totreden, als wollte man, wie die Furchtsamen auf einsamen Nachtwegen tun, etwas niederpfeifen; etwas, das da drinnen in der Seele klopft und pocht und auf all diese Anstrengungen nur ein sarkastisches Lächeln hat.

Es fällt all diesen Theorien zum Trotz unseren Taten niemals ein, daß sie in der eignenen Vollziehung ersterben. Sie werfen doch die Schatten ihres innersten Wesens in unsere Seele. Sie kehren zu uns selbst zurück: gut oder böse, wie Seligkeit und wie Gericht. Man kann weder seinem guten noch seinem bösen Gewissen entrinnen. Die Kainszeichen brennen weiter und die Furien sind noch nicht gestorben. Es ist keine künstliche Wiederbelebung, wenn Böcklin und Stuck sie gemalt haben. Es ist Selbsterlebnis, lebendiges Gewissen. Wir kommen nicht los vom Bewußtsein unserer inneren Freiheit. Kein Mensch muß müssen. Und wenn es tausendmal auf des Messers Schneide steht, eine gesunde Seele weiß, die letzte Entscheidung liegt bei ihr selbst, und es ist ihr tiefster und göttlichster Stolz, daß sie sich das Richteramt über sich selbst nicht aus den Händen winden läßt.

Aber freilich, die andere Meinung, die den Zwang vergöttert und die Freiheit entthront, die Verhältnisse anbetet und den Willen außer Kraft setzt, ist ohne Zweifel die — bequemere. Die Vielzuvielen, die ihr huldigen, benutzen sie zumeist nur, um sich hinter ihr vor sich selber zu verstecken und vor dem, dessen Augen schließlich jeder im Innersten seiner selbst auf sich gerichtet fühlt. Es gibt eben immer irgendwelche Bäume im Garten, unter denen der alte Adam sich verbirgt, wenn Gott ihm selber naht. Früher kroch man unter die die Schuld beschattenden Zweige des Priestertums, der Messe, des Opfers Christi, heute unter die der Naturgesetzlichkeit. Man sieht, wie nahe verwandt kirchlicher und weltlicher Mechanismus sind, und wie der Mensch unter den verschiedensten Denkformen derselbe sein kann, im Guten wie im Bösen. Karl König.

Gott.

Von einer Suchenden.

Keine Predigt, die aus warmem Herzen kommt, bleibt ganz ohne Wirkung, weil sie wieder Wärme erzeugt, wäre es selbst nur — zum Bedauern oder zum Widerspruch. So ging es mir kürzlich bei den Worten eines alten hochverehrten Pfarrers, dem ich manche Anregung verdanke.

Er sprach über das vornehmste Gebot: Du sollst lieben Gott deinen Herrn von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von ganzem Gemüt. Dies ist das vornehmste und größte Gebot. Das andere aber ist dem gleich: Du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst. In diesen zweien Geboten hanget das ganze Gesetz und die Propheten. (Matth. 22, 36—40.) Die Quintessenz seiner Predigt war: Ihr werdet denken — und die meisten denken so — wie wenig verlangt im Grunde Christus! Aber nur scheinbar; wenn man genauer zusieht ist, was so wenig schien, unendlich viel. Gott lieben, das heißt nicht: manchmal an ihn denken, zu bestimmten Zeiten zu ihm beten und hier und da fromme Werke tun, — das heißt vielmehr: ihn ganz sich zu eigen machen, mit Gott aufstehn, mit ihm sich niederlegen, ihn in sich tragen heute, gestern und in alle Ewigkeit, das heißt: für seine Überzeugung auch einstehen können, wenn's sein muß, mit Gut und Blut.

Warum konnte ich mich des peinlichen Gefühls nicht erwehren: wie warm und gut und ehrlich du's auch meinst, deine Worte gehen vorbei an den Ohren der meisten deiner Hörer wie Klangwellen, deren Melodie einen Augenblick sich hinzugeben der Seele wohltut, und haften nicht, weil sie nur Sonntagsworte sind. Es gibt eine Kirchen- oder Sonntagssprache, mit der die Geistlichen dem Laienbedürfnis, am Sonntag auszuruhen, entgegenkommen. Ohne dies zu beabsichtigen, denn sie wissen sehr wohl, daß Abwechslung in der Arbeit schon an sich Erholung ist und daß eine sonntägliche Beschäftigung mit Fragen, denen im Treiben der Woche keine oder nur wenig Zeit gewidmet werden kann, ein Ausruhen und ein Feiern bleibt. Wenn sie darüber hinaus noch in Sonntagsworten reden, tun sie sich selbst und ihrer Sache den ärgsten Schaden. Denn die, die den Gottesdienst aufsuchen, weil sie „hungern nach Gerechtigkeit", die auf Klänge aus einer andern Welt lauschen und auf Winke aufmerken wollen, die ihnen neue Wege öffnen könnten, die gehn enttäuscht nach Hause, weil, was sie vernahmen, ihnen wie Phrasen klang, die sie verschmähen, seit sie die Kinderillusionen abgeworfen haben. Die Schaar aber, die allsonntäglich das Gotteshaus aufsucht, um sich einlullen zu lassen in den Taumel gottseliger Ge-

danken und Gefühle, der für sie untrennbar vom Begriffe „Frömmigkeit“ geworden ist, — die eben, hat sie's nicht am allernötigsten, zu realem, bewußtem religiösen Leben aufgerüttelt zu werden? Und je wärmer, je überzeugter der Pfarrer spricht, um gerade sie zu wecken — merkt er's denn nicht, wie nur wohliger, angenehmer empfunden die Melodie sie in ihren geistigen Schlummer wiegt? Wohlverstanden: wenn er in Sonntagsworten spricht, dem Tone, der uns aus früheren Tagen überkommen ist, in dem was höher, was erbaulich, was über das alltägliche hinaus war auch im Ausdruck vom Gewohnten sich unterscheiden mußte, in seltneren Lauten ans Ohr klingen sollte. Man beachte nur einmal die Wirkung, wenn in solche Predigt hinein etwa eine unwillkürliche Wendung der landläufigen Redeweise gerät, die die Hörer nicht umhin können, dem Sinne nach zu erfassen. Wie sie wach werden und erstaunen! Weil in der Kirche heute der schlichte Ausdruck das Ungewohnte ist, darum gelingt ihm der Eindruck, den die Sonntagssprache nicht mehr hervorrufen kann.

Wir sind sachlicher geworden — nicht anspruchsloser. Wir verlangen nach dem Höchsten, dem Lebendigen, aber wer zu uns spricht als der, der es uns geben oder doch näher bringen, klarer machen könnte, der rede wie wir reden, damit wir uns Mühe geben, ihm zu folgen. Und er vertraue seiner Sache, daß das schlichte Wort ihr nichts von ihrer Würde nimmt, daß sie vielmehr mächtig genug ist, es zu durchdringen und zu adeln. Was beweist überzeugender ihre Lebenskraft als die Tatsache, daß all der tote Wust von Worten und Formeln, den die Jahrhunderte darum gehäuft, sie nicht zu ersticken vermochten? Das religiöse Bedürfnis ist allenthalben lebendig — kommt ihm entgegen und vergeudet euer Bestes, die lebendige Rede, nicht in falscher Anwendung! Warum sagte jener Pfarrer in seiner Predigt alles, nur das naheliegendste und natürlichste nicht? „Gott lieben, das ist ja das einfachste, das allerselbstverständlichste auf der Welt, — wenn ihr nur wüßtet, wie einfach und selbstverständlich und wie ihr ihn schon liebt! Liebt ihr nicht was wahr und rein und gut ist? Und wißt nur nicht, daß ihr damit auch schon Gott liebt. Liebt ihr es nicht aus einer inneren Sehnsucht heraus, aus dem dunkeln Gefühl, daß es dem Besten in euch verwandt ist? Ihr müßt nun versuchen, euch darüber einmal ganz klar zu werden, eine andere Auffassung ist nötig — wenn ihr die habt, dann tut ihr ganz von selbst, was in der Predigt, was im vornehmsten Gebot verlangt wird und was euch da als eine besondere Leistung und deshalb schwer erscheint — wenn ihr überhaupt darüber nachgedacht habt! —: „Gott ganz sich zu eigen zu machen, mit ihm aufstehn, mit ihm sich niederzulegen, ihn in sich zu tragen heute, gestern und in alle Ewigkeit.“

Auch diese andere Auffassung ist nicht schwer zu finden, nur müßt ihr vorher aufhören, euch Gott als Person zu denken. Ihr müßt euch überhaupt keine Vorstellung von ihm machen, sonst baut ihr vor eurem geistigen Auge ebenso ein Götzenbild, wie die Juden es im goldenen Kalbe vor ihren leiblichen Augen errichteten. Und was schlimmer ist, ihr macht es euch unmöglich, die Auffassung von Gott zu erlangen, die uns das Neue Testament*) und am eifrigsten darin der Evangelist Johannes, geben will. Lest nur einmal unbefangen darin, aber lest wirklich — nicht Buchstaben und Worte, sondern den tieferen Sinn, der dahinter liegt.

Gott ist Geist, finden wir da und erkennen, daß der allmächtige Gott, der überall waltet, der Geist der Liebe ist, die langmütig und freundlich ist, die nimmer aufhöret, der Geist der Güte, die aus der Liebe kommt, der Geist alles Guten überhaupt, alles Schaffenden, Erhaltenden, Mächtigen, Reinen, Wahren. All dies Hohe, das wir verehren und nach dem wir uns sehnen, das wir vereinzelt begreifen, das können wir vereint nur ahnend anbeten, zum Inbegriff der Gottheit erhöhen, das nennen wir Gott. — Wenn wir Gott als Einheit nur ahnen können, in seinem Einzelwirken können wir ihn deutlich erfassen. Alles was an Liebe und Güte, an Reinheit, Wahrheit, Kraft und Schönheit in der Welt ist, ist göttlich, ist ein Teil von Gott selbst und wenn wir es erkennen und lieben, so lieben wir Gott, soviel wir von ihm erkennen. Wir erkennen und verstehen aber immer nur das uns verwandte, nur so viel als wir selbst in uns tragen. Gott blies dem Menschen ein seinen lebendigen Odem und sandte den versammelten Gläubigen in feurigen Zungen seinen heiligen Geist, sagt die Bibel in orientalischer Anschaulichkeit; wir fühlen: unser Leben, unsere Seele, alles Kraftvolle, Wahre, Gute und Reine und alles Lieben und alles Sehnen ist Göttliches in uns, Geist von jenem Geist, der wie in uns in allen Menschen, in und über der ganzen Schöpfung ist, der mit uns nicht aufhören kann, den wir Gott nennen.

Ihr seht, es ist ein Kreislauf: Wir ahnen und glauben das Vorhandensein einer Einheit des Geistes, weil wir in uns, unseren Nebenmenschen und der ganzen Schöpfung Teile davon erkennen. Wir könnten aber die Teile nicht erkennen, wenn sie nicht einander verwandt und zu einer Einheit zusammengehörig wären, — so ist die Einheit Schluß sowohl als Voraussetzung.

Wenn wir die Einheit des Geistes Gott nennen, so ist, was vom Geiste in uns, in unseren Nebenmenschen, in der ganzen Schöpfung wohnt, göttlich, Teil von Gott. Wenn das Pantheismus ist, ist dann nicht das Christentum pantheistisch? Was ist denn ursprünglich das Christentum anderes, als die Anerkennung, daß Christus der reinste, edelste, göttlichste Mensch war, als die Liebe zu ihm und daraus die Nachfolge in seiner Lehre? Was aber hat Christus zum Gott-Menschen gemacht? Die Kraft des Geistes, die göttliche Kraft, Gott in ihm, den er stärker in sich besaß, reiner erhielt, klarer erkannte als je ein Mensch vor und nach ihm. Den er rein erhielt, weil er ihn klar erkannte, und der mächtig in ihm war, weil er ihn rein erhielt. Darum war er, der Mensch, in Wahrheit Gottes Sohn, weil das Mächtigste in ihm der Geist war, der die Materie besiegte, derselbe Geist, den wir Gott nennen und von dem uns Christus gelehrt hat, daß auch wir dieses Geistes Kinder sind.

Darum, wenn wir das Geistige in uns mehr lieben und höher stellen, als unsere irdischen körperlichen Triebe und Begierden, wenn wir lieben was schön, wahr, gut, stark, rein ist, dann lieben wir auch Gott, die höchste Potenz dieses Geistes, dann lieben wir als Brüder alle Menschen, denn sie sind Teile dieses Geistes wie wir. Je klarer wir dies erkennen, desto mehr werden wir suchen, diesen Geist in uns zu läutern, bis, wenn wir wahr bleiben wollen, er auch in unseren Handlungen zum Ausdruck kommen muß. Wenn sich dann Widerspruch erhebt und Widerstand, ja Kampf sich uns entgegenstellt, dann wird die Probe auf die Kraft des Geistes in uns gemacht. Wenn es dann sein müßte, daß wir mit Gut und Blut für unsere Überzeugung einzutreten hätten, so wäre das der äußerste, aber selbstverständliche Triumph des Göttlichen über das Menschliche, des Geistes über die Materie in Fortsetzung seines Siegeszuges durch die Welt, der vom Kreuze Christi seinen bewußten Ausgang genommen hat.

Wir sind von Gott, schreibt der Evangelist Johannes, und wer Gott erkennet, der höret uns, welcher nicht von Gott ist, der höret uns nicht. Daran erkennen wir den Geist der Wahrheit und den Geist des Irrtums.

*) Die Verfasserin übersieht, daß auch der Vatergott des N. T. durchaus persönlich gedacht ist. D. R.

Pro patria!

Erschienen ist vor kurzem die „Patria 1905“, ein Jahrbuch, herausgegeben von D. Fr. Naumann (Buchverlag der „Hilfe“, Berlin-Schöneberg, gr. 8°, 225 S., für 3 Mk. in feinem Geschenkband). Von den acht bedeutsamen Aufsätzen dieses Jahrganges aus den Federn bekannter Männer (Th. Barth,

P. Schubring, M. Wenck, A. Deißmann, Fr. Naumann, Art. Bonus u. a.) müssen wir für unsere Leser, besonders für Lehrer und Prediger, den Beitrag des Prof. Deißmann hervorheben über „Religiöse Fragen aus der Unterschicht".

Während eines Volkshochschulkursus in Mannheim 1900 sind diese Fragen über Deißmanns Vorträge, nämlich über die Entstehung des Neuen Testamentes, in einem Fragekasten gesammelt worden und werden uns hier im buchstäblichen Abdruck vorgelegt: Achtzig Fragen aus dem Volk über Religion, Jesus, Neues Testament, Christentum und was damit zusammenhängt. Wer Liebe zu Volk und Vaterland hat, müßte sich nur um dieser Fragen willen die „Patria" kaufen oder schenken lassen, pro patria. Das Volk — die „Unterschicht" fragt hier im Namen aller, — will etwas wissen von dem was die Kirche, nämlich die Pastoren wissen oder glauben über das Christentum. Und es will etwas haben, nämlich Religion, den lebendigen Gott, echtes Glaubensleben. Es ist erstaunlich, wie wenig sich die „Kirche" darüber mit den einzelnen Gliedern der Kirche verständigt. Weshalb denn so wenig freie, offenherzige Fragen des „Volkes" über religiöse Dinge an die berufenen Verkünder? Hier und da quält man sich einen Gedanken, Zweifel, Bedenken über die Lippen, wie mit bösem Gewissen. Gewißlich liegt diesem Verhältnis in vielen Fällen eine zart religiöse Scheu zu Grunde. Und diese mag oft besser sein, heilbringender als Fragen, auf die vielleicht keine Antwort erfolgt. Aber dieser Grund ist nicht die Regel. Sehen wir recht, so hat das „Volk" kein Vertrauen zu seinen Pastoren, entweder nicht zu ihrer Einsicht, oder nicht zu ihrer Aufrichtigkeit. Es fragt nicht, entweder um ihnen eine Verlegenheit zu ersparen, oder um keine nutzlose Antwort zu erhalten. Es scheut die Pastoren, — etwa weil die Pastoren seine Fragen, die stillen Fragen scheuen? Mir scheint das so. Und dieser Tatbestand lastet unsäglich schwer auf unserer Seele. Das Volk kein Vertrauen mehr zu seinen „Wahrheitspredigern"! Oder war das immer so? Oder muß das so bleiben? Dann also soll das Volk von Steinen leben? Bei Gott, wo ist Jesus, der Christus geblieben? Komm, Herr Jesu!

Man sollte ein Lexikon von religiösen Volksfragen anlegen und dazu überall Zettelkasten aufstellen, wenn man sich wirklich nicht von Angesicht zu Angesicht Frage und Antwort stehen kann. Aber irgendwie heraus müssen die Fragen, damit wir Prediger lernen, Predigten zu machen — für das Volk, pro patria. A. Urbain.

Preisausschreiben.

Die Leitung der „Gustav-Adolf-Kindergabe" (Pastor Zauleck, Bremen) erläßt für 1905 folgendes Preisausschreiben:

1. Es soll die Arbeit des Gustav-Adolf-Vereins an einer Einzelgemeinde, einem Kreise oder einem Lande in Form einer Erzählung dargestellt werden, etwa unter dem Titel „Ein treuer Helfer" oder ähnlich.
2. Es soll die Geschichte des Gustav-Adolf-Vereins in einer dem kindlichen Verständnis angemessenen und für das Kindesgemüt anziehenden Weise dargestellt werden, etwa unter dem Titel „Eines großen Königs Nachfolger" oder ähnlich.

Die erste Arbeit darf nicht mehr als 10 000 Silben, die zweite nicht mehr als 15 000 Silben umfassen. Zu den Arbeiten sind möglichst Bilder in Photographien, Ansichtspostkarten oder aus Büchern zu liefern resp. anzugeben; doch werden auch Arbeiten ohne solche Beigaben berücksichtigt.

Wir setzen an Preisen aus:

für die erste Arbeit einen ersten Preis von 100 ℳ. und zwei zweite Preise von je 50 ℳ,

für die zweite Arbeit einen ersten Preis von 150 ℳ. und zwei zweite Preise von je 75 ℳ.

Doch behalten wir uns das Recht vor, zu entscheiden, ob überhaupt Arbeiten der ersten Preise würdig sind, sowie auch das andere, eventuell Preise zusammenzulegen zu angemessener Verteilung. Die preisgekrönten Arbeiten gehen in unsern Besitz über zu beliebiger Verwendung. Die Arbeiten sind bis zum 31. März 1905 mit Motto und verschlossenem Briefumschlag, der Namen und Adresse des Verfassers enthält, an Pastor Zauleck, Bremen, einzusenden.

Vom Büchertisch.

Alle Bücherbesprechungen, ob sie von uns erbeten sind oder nicht, auch diejenigen, die über den Rahmen des „Büchertisches" hinaus selbständige Artikel geworden sind, bitten wir direkt an D. Fischer, Berlin NO 18, Weberstr. 56/57, einzusenden. D. Red.

E. R. Meyer, Schleiermachers und C. G. von Brinkmanns Gang durch die Brüdergemeine. Verlag von Friedrich Jansa in Leipzig. Preis 4 und 5 ℳ.

* Ein sehr tüchtiges und gewissenhaftes Werk. Allen denen sehr warm zu empfehlen, die weniger Freude daran haben, einen Großen in systematischer Bearbeitung und fertig zugeschnitten zu bekommen, als vielmehr daran, sein Werden zu belauschen und nachzufühlen. Auch ist es immer einmal gut, die Seele in den warmen Gefühlsstrom herrnhutischer Frömmigkeit einzutauchen. Karl König.

Kunst und Leben in ihrer Wechselwirkung auf einander dargestellt von Conrad Wilhelm Kambli, Doktor der Theologie. Frauenfeld, Verlag von Huber & Co., 1905. 366 S. Geb. 5,60 ℳ.

Das menschliche Leben als Entwicklung aus Geist durch Geist zum Geist steht von Anfang an unter dem Bedürfnis einer Erlösung und wird ihm immer wieder gegenüberstehen, so lange es ein irdisches ist, im Einzelnen und in der Gesellschaft. Die jüdische Anschauung darüber — die übrigens nicht die altisraelitische, auch nicht die Jesu war, wohl aber die der Kirche wurde —, daß infolge eines „Falles" die Last eines Fluches auf die Menschheit gelegt sei, der nur durch eine bestimmte außerordentliche Sühne-Tat aufgehoben werden könne, ist nicht geschichtlich, der hemmende Druck, der immer wieder durch den aufstrebenden Geistestrieb überwunden werden muß, liegt von vornherein in der Sinnlichkeit vor, die zur Fleischlichkeit wird, in der Selbstbehauptung, die zum Hochmut sich gestaltet, in der Schwäche gegenüber den Naturgewalten, die zu Not und Elend führt zusammen mit den gesellschaftlichen Schäden aus der Sünde. Wir möchten deshalb lieber von immer wieder nötig werdenden Lösungen und Befreiungen, von Überwindungen und Entbindungen reden, als von Erlösung, da dies Wort so fest mit der erwähnten Fluch- und Sühnetheorie verknüpft ist. Dr. Kambli sieht das Leben: die Betätigung und Entwicklung der Menschennatur im einzelnen, in den Völkern und in der Menschheit — leiblich, sozial, geistig, sittlich, religiös — unter dem Drucke von Irrtum, Sünde und Elend und will ermitteln, „inwieweit die Kunst hier etwas zur Befreiung beitragen könne" und was sie etwa schon beigetragen habe. Er versteht unter Erlösung den fortschreitenden Sieg der Wahrheitserkenntnis über Irrtum und Aberglaube, die Versöhnung der schuldbewußten Menschheit mit dem heiligen Gott in der Religion, die sittliche Befreiung von der Macht der Leidenschaft und die Überwindung des Übermaßes von Elend, das jetzt noch auf der Menschheit lastet. Der erste Teil seines Buches handelt daher in drei Abschnitten vom Beitrag der Kunst zur Erkenntnis der Wahrheit, von dem Vermögen der Kunst zur Erlösung von der Sünde — in ihrem Verhältnis zur Religion und zur Sittlichkeit und von dem Beitrag der Kunst zur Befreiung der Welt vom Elend. Dann werden im zweiten Teile die einzelnen Künste in ihrer Bedeutung für das Leben vorgeführt, wobei in den drei letzten Abschnitten — auf die ich ganz besonders hinweisen möchte — die Kunst der Lebensführung, die Kunst im Hause und die Kunst und der Sozialismus behandelt wird. Ich kann nur sagen: ein vortreffliches Buch, ein prächtiges Weihnachtsgeschenk. Auf vieles Einzelne möchte man hinweisen. Ich erwähne nur die schönen Ausführungen über die Bedeutung der Poesie und Lehrdichtung in der Jesus-Darstellung der Evangelien mit dem Ausspruche: Warum sollen wir nicht dankbar religiöse Wahrheit aus der Hand der Dichtung annehmen, ob sie nun in gebundener oder ungebundener Rede (hier in den Evangelien) uns geboten wird. Anderseits bei hoher Wertschätzung der Beredsamkeit als Kunstverwandte und auf dem Gebiete der Religionspflege doch die sehr beherzigenswerte Hinweisung auf die Gefahr, „daß durch das beredte Wort die Hörer bloß überredet, oft bloß unterhalten und ergötzt, statt überzeugt werden." Die freundliche Aufnahme, die der Verfasser in der Vorrede seiner Schrift wünscht, dürfte ihr in reichem Maße gesichert sein. F.

Aus unseren vier Wänden, Laura Frost. Berlin 1904. Schwetschke und Sohn. 195 S.

Ein gutes Buch. Eine erfahrene Mutter wendet sich an die Mütter mit dem reichen Schatze eigenen Erlebens, um ihnen zu helfen bei dem schönen aber schweren Werke der Erziehung. So ist aus der eignen Lebenserfahrung eine praktische Erziehungslehre geboren voll goldener Wahrheiten, die am Schlusse des Buches besonders zusammengestellt sind. Aber der Wert des Buches ist damit noch nicht bestimmt. Der besondere Wert dieses Buches liegt darin, daß eine Mutter zur Erzieherin wird für die Mütter, denen sie die Aufgabe zeichnet, selbst eine Persönlichkeit zu werden, sich selbst zu erziehen, um erziehen zu können. Sie tut das nicht von der hohen Warte der Pädagogik, sondern als schlichte Persönlichkeit. Sie will nicht belehren, vorschreiben, sie will anregen, zu eignem, selbständigem Urteil veranlassen. Denn zuletzt hat jede Mutter und jeder Vater an dem eignen Kinde eine besondere Aufgabe. Da hilft keine Schablone. —

Berlin. M. Gebhardt.

Carl Julius Rodemann. Die Erbarmungslose. Novellen. Federverlag, Berlin. Zweite Auflage. 50 Pfg.

Jede der sechs kleinen Erzählungen dreht sich um ein besonders hervorstechendes Lebensereignis der handelnden Personen und rechtfertigt damit den Namen „Novelle". Auf wenig Seiten wird der Leser wirksam gespannt und folgt dem mit der Kunst packender Realistik ihn führenden Dichter mit vollem ästhetischen Genuß. Für Kinder und

Zimperliche sind die von leidenschaftlichen Empfindungen durchglühten Novellen nicht geeignet. Dem Liebhaber einer ernsten, fest zugreifenden und zugleich künstlerisch abgerundeten Erzählungskunst sind sie zu empfehlen. Sch.

Ein gutes Gebetbuch ist etwas Seltenes und Dankenswertes. Noch seltener, aber um so willkommener ist ein Buch, das in der Sprache unserer Zeit den Gedanken und Bedürfnissen unserer Gegenwart gerecht wird. Ein solches Buch, um das man morgens und abends die ganze Familie, auch Kinder und Gesinde, zu einer kurzen Andacht sammelt, und das für die wirklichen Verhältnisse gute Gedanken mitgibt für die Arbeit des Tages und die Ruhe der Nacht — ist das Gebetbuch für alle Tage des Jahres mit einem Anhang für besondere Fälle von Gottfried Schönholzer, Pfarrer am Neumünster in Zürich. 2. Auflage, geb. 3.50 Mk. Das ist ein schönes Weihnachtsgeschenk.
Karlsruhe i. Baden. Albrecht Thoma.

Ingeborg Maria Sick, Der Hochlandspfarrer. Autorisierte Übersetzung aus dem Dänischen von Pauline Klaiber. 2. Auflage. Stuttgart 1904, Steinkopf. 256 S.

Unter vielen neueren Pfarrerromanen ist dieser einer der gehaltreichsten. Und nicht nur, weil er in der Gestalt des Pfarrers das religiöse Grundproblem der Einzelseele behandelt, wie sie zu Gott kommt und sich dies Verhältnis zu Gott im Leben auswirkt und dabei mit ganz elementaren Lebensmomenten zusammenstößt, die doch auch von Gott gesetzt sind: Umgebung, Begabung, Gesinnungsrichtung, tiefste Liebe der Seele und Sinne. Es ist insbesondere das Zusammenkommen, Auseinandergehen und Sichwiederfinden der beiden Hauptpersonen, die von Natur und nach der Meinung der Leute so gar nicht zu einander zu passen scheinen: der hochbegabte, nach dem Bruch mit seiner leichteren Jugend für Gott und die ihm gehörenden Seelen eifernde junge Großstadtpfarrer Halfden Svarte in Christiania, der durch seine auch äußerlich fascinierende Persönlichkeit das gleichfalls hochbegabte, bis dahin leicht dahinlebende und doch so stark und ehrlich fühlende Großstadtkind, das „dänische Fräulein" aus Kopenhagen, des biederen Konsuls Hallager und seiner ebenso biederen Gattin verwaiste Nichte, an sich reißt. Ihre Neigungen und Gaben aber hatten der Bühne gegolten. Doch nun haben die beiden in leidenschaftlicher Liebe sich gefunden, obwohl die Geister noch oft genug mit einander ringen. Halfden beschließt, sich zur Gründung seines Heims nach dem äußersten nordischen Hochland Norwegens versetzen zu lassen — nach seinem eigenen Geständnis: um dort sein Weib ganz für sich zu haben — gewiß aber auch in einer Art von asketischem Fanatismus (wie Ibsens Pastor Brand). Die Braut ist entschlossen, ihm auch dahin zu folgen. Doch als sie nach Kopenhagen zurückkehrt, ihre Aussteuer herzurichten, zwei Monate vor der Hochzeit, löst sie das Verlöbnis: gewiß nicht im Grauen vor dem öden Norden, wie die Welt meint, sondern weil sie, außerhalb des Bannkreises seiner Nähe, in ihrem alten Kreise mehr ihrem alten Selbst wieder angehört, ja eine Art Grauen empfindet, dort so ganz allein als Weib ihm anzugehören, wie er will, von dessen innerstem Leben sie doch weiß und erlebt hat, daß es seinem Gott gehört, nicht ihr; ja in sein eigenstes Verhältnis zu Gott hat er sie weder eingeschlossen, noch will er sie da eindringen lassen. So sehr er sie nun in Kraft ihrer und seiner Liebe zu sich zurückzwingen will — ihre Wege gehen auseinander: er geht ins Hochland zu entsagungsreichem und doch allmählich ruhiger werdendem Wirken und Werben um die Seelen des harten Bergvolkes; sie geht zur Bühne, um doch nach einigen Jahren glänzenden, künstlerischen Schaffens sich in die Stille zurückzuziehen. Dreizehn Jahre sind vergangen — da kann sie dem starken Zuge ihrer Seele nach ihm und dem stillen, starken Rufen seiner Seele nach ihr nicht länger widerstehen. Einsam sucht sie ihn auf in seinem Winkel im äußersten Norden. Auch er ist aber unterdessen ein anderer geworden: er hat gelernt, Gott zu danken auch für die Entsagung, die ihr Zurückziehen ihm auferlegt hat. Und nun begehrt er sie nicht mehr, wie ehedem, für sich nur — ganz außerhalb seines Verhältnisses zu Gott — sondern er nimmt sie auf als das von Gott ihm beschiedene Weib, das ihm jetzt auf die auch jetzt erst von ihm errungene Höhe gefolgt ist. — So ist's keine leichte Geschichte, die wir da lesen. Aber sie lehrt auch im kleinen und einzelnen der Landschafts- und Gesellschaftsschilderung ernste Liebe und Vertiefung in ihre Gestalten und Gedanken. Kohlschmidt.

Die Stimme Jesu in der Gegenwart. Predigten und Betrachtungen von H. Ziegler, früher Prediger an Peter und Paul in Liegnitz. Tübingen. Verlag von Mohr (P. Siebeck), 1904.

Die Aufmerksamkeit der Leser des „Protestantenblattes" möchten wir auf eine Predigtsammlung richten, welche besonders auf die Bedeutung Jesu für das Leben der Gemeinde hinweist: wir meinen die Predigten und Betrachtungen Heinr. Zieglers, des wohlbekannten confessor fidei, welcher vor einem Menschenalter durch das Feuer der konsistorialen Glaubensprüfung gegangen ist und achtundzwanzig Jahre hindurch unter einem sehr rigorosen Konsistorialpräsidenten in Breslau die mannigfaltigsten Anfechtungen erfahren hat, bis ihn ein schweres Leiden zur Niederlegung seines Amtes nötigte. Die Muße hat er zur Herausgabe seiner Predigten benutzt, welche über die engeren Kreise der Gemeinde zu Liegnitz hinaus Bemerkung verdienen. Ziegler bietet dreißig Predigten und zwei Abhandlungen aus Bibelstunden. Dieselben behandeln in edler Sprache die beiden wichtigsten Wege zur Weckung der Seelen für den Verkehr mit Gott: negativ den Weg zur Lichtung des Urwaldes von unklaren Vorstellungen und Wahngedanken in den Seelen zum Zweck der selbständigen Orientierung der Geister in der heil. Schrift und positiv den Weg zur Selbständigkeit und Freiheit, zur Freudigkeit des Bekenntnisses unseres Glaubens in der Gegenwart.

Die Predigten, ein echtes Erzeugnis Schleiermacherschen Geistes erfordern die volle Kraft ernsten religiösen Nachdenkens; die Vorstellungen der Kirchenlehre werden mit unnachsichtiger Schärfe seziert und jede Halbheit der Vermittlung mit dem modernen Denken wird abgelehnt, aber wir werden reichlich durch die Wahrhaftigkeit des Bekenntnisses erfreut und das Resultat eines langen, reichen Gelehrtenlebens wird uns nach dem Spruche zu eigen gemacht: Ich glaube, darum rede ich. H. Ziegler ist ja den älteren Mitgliedern des Unionsvereins als einer der scharfsinnigsten Bibelforscher bekannt und auch in seinen Predigten verleugnet sich nirgends, weder in der Übersetzung des Textes noch in der Erläuterung des Schriftinhalts, der entschiedene Jünger der Tübinger Schule. Vor allem aber ist der Versuch zu loben, die Persönlichkeit Jesu als Vermittler des Verkehrs mit Gott, als den Entdecker der übersinnlichen Welt des Glaubens für alle Zeiten bis zur Gegenwart darzustellen. Klassisch in dieser Hinsicht ist besonders die zehnte Predigt über die Person Jesu als des Mittelpunktes des Glaubens. Wunderbar ist die echt mystische Art, in der uns der Prediger in die Abgründe des menschlichen Herzens führt und die Bedenken gegen die Vergänglichkeit der Bedeutung Jesu siegreich widerlegt. Die Predigten: das beredte Schweigen Jesu am Kreuz, Christus als unser rechter Bußprediger, daß uns Christus die Zuversicht des ewigen Lebens gibt, enthalten den gewaltigsten Weckruf an die Gemeinden der Gegenwart, welcher, getragen durch die edle, im Leiden verklärte Gestalt des Verfassers wohl geeignet ist, bei den Lesern Widerhall zu finden. O. Friese.

Hermann Costenoble, Verlag. Berlin und Jena:

Jochen Klähn. Ein Halligroman von Max Geißler, 1903.

Am Sonnenwirbel. Ein Kulturroman aus dem Waldlande. Von demselben, 1904.

Tom der Reimer. Eine romantische Geschichte aus alter Zeit. Von demselben, 2. Aufl. 1904.

Der Begriff „Heimatkunst" ist heute in aller Munde. Es gilt dieser neueren gesunden Richtung der literarischen Bewegung unserer Tage nichts Geringeres, als den Menschen mit seinem Hoffen und Streben, seinem Lieben und Hassen, seinen Tugenden und Fehlern darzustellen auf dem Hintergrunde der engeren Heimat, in deren Boden er gleichsam wurzelt. Die geheimen Beziehungen gilt es ihr aufzudecken, die des Menschen Seele mit ihren Fähigkeiten und Strebungen aufs engste verbindet mit der Natur dieser Heimat. Nicht aus der großen Welt draußen holt sich der Heimatdichter seine Stoffe, nicht aus dem Wirrsal komplizierter Schicksale und differenzierter Seelenstimmungen sucht er einen Ausweg, nicht der Weltbürger, der Menschheitsideen vertritt und auf dem weiten Felde europäischer Kultur seine Kämpfe aussicht, ist sein Vorwurf, nein, eng ist der Rahmen, in dem seine Gestalten sich bewegen, bodenständig deren Sitten, gleichartig, von bestimmter Physiognomie ihr Seelenantlitz, eng umgrenzt ihr Horizont.

Ein Heimatdichter echtester Qualität ist Max Geißler. Die einsame Welt der Nordsee-Halligen ist die Gegend, in welche sein Roman „Jochen Klähn" uns führt. Seit Jahrhunderten gilt das Land der stämmigen, treuherzigen, schlicht-deutschen Inselfriesen als ein verlorenes, denn das zerstörende Walten des nordischen Meeres spottet aller menschlichen Zähigkeit und Klugheit. Der Kampf des Inselbewohners mit dem übermächtigen Element ist das große Thema des Romans, das der Dichter unermüdlich variiert in einer Sprache solchen Vorwurfs würdig. Auf allen Blättern blitzen Edelsteine echter Poesie, rauscht der Born lieblichster Harmonien. Jener schlichten Menschen Träumen und Sehnen, ihre Heimatliebe und ihr Kampf, ihre kleinen Freuden und tiefdringenden Leiden geben uns ein klares Bild der Eigenart dieses Winkels im deutschen Vaterlande.

Das Lob der Heimat singt auch das zweite Buch und zwar der Heimat des „Waldlandes", der böhmisch-sächsischen Grenzgebirge. Plastisch malen sich die Gestalten jener Wäldler im Rahmen einer schönen, einsamen und darum unverfälschten Natur vor unser geistiges Auge; die „Seppl" und „Toni", die „Franzl" und „Fanele" und der Zachenhesselhans, der Held der Erzählung, teils treuherzige und brave, teils verstockte und sündige Leute, gewinnen unser liebendes Interesse.

Nach Schottlands Waldgebirgen in die Zeit des 13. Jahrhunderts führt uns der Dichter in seinem dritten Werk, „Tom der Reimer". Was ihm alte Chroniken von jener schottischen Sage erzählten, um das „wob er sich ein golden Band"; was schon einen Scott, einen Conrad Ferdinand Meyer zu manch trefflichem Sang begeisterte, das berichtet er in dieser „romantischen Geschichte aus alter Zeit". Viel grüne Waldpoesie, viel Harzduft, Tannenrauschen und Vogelsang" ist ihm, wie er selber in seinem Nachwort sagt, „beim Schreiben über die Seele geflossen", und er hofft, daß diese grüne Waldpoesie, in sein Buch gebannt, manch anspruchloses Gemüt froh machen werde.

Wenn auch Geißler auf manches verzichtet, was den modernen Seelenforscher, den Kultur- und Geisteskämpfer bewegt und fesselt, wenn er die Weite verschmäht und die Enge wählt, so ist's doch sein glücklich erfüllter Beruf, hinabzusteigen in eine gewisse Tiefe. Er münzt reines Gold der Poesie, wenn er ohne bewegte Handlung uns einen Einblick schafft in einfacher oder zeitferner Menschen Gemüt und sie mit Bewußtsein hineinstellt in das Leben und Weben der Natur, deren Produkte sie sind. Schönwald.

Herausgeber: Pastor R. Emde (verantwortlich), Bremen, Kirchbachstraße 7, und Prediger D. M. Fischer, Berlin NO 18, Weberstraße 56/57.
Verlag und Druck von Carl Schünemann, Bremen.

Protestantenblatt

Beilage Nr. 51.

Bremen
Berlin.

17. Dezember 1904.

Zur kirchlichen Zeitgeschichte.

Inhalt: Kaiser und Bischof. — Vom Freidenker-Kongreß in Rom. — Aus der Schweiz. — Nachrichten. — Anzeigen.

Kaiser und Bischof.

Die „Deutsche Wacht" brachte einen Artikel mit dem Wortlaut der Ansprache, in der Kaiser Wilhelm in Metz den Bischof Benzler wegen seines Verhaltens in der Fameckschen Kirchhofsangelegenheit hart angelassen und zurecht gewiesen habe. Von vornherein war klar, daß es sich um eine Fiktion handele, die denn doch durch verschiedene Blätter ging und den heftigsten Zorn der ultramontanen Presse erregte. Aus diesem Anlaß wurde erinnert an ein Zusammentreffen Kaiser Wilhelms I. mit dem Fürstbischof Herzog in Breslau, bei dem der Kaiser in schärfster Weise sein Mißfallen über einen Erlaß der Berliner katholischen Kirchenbehörde unter dem Vorsitz des nachmaligen Fürstbischofs Herzog ausgesprochen hat. In diesem Erlaß hatte es ursprünglich geheißen: „Diejenigen Katholiken, welche mit einer bloßen Zivilverbindung vor dem Standesbeamten sich begnügen, ohne nachher sich kirchlich trauen zu lassen, oder, wenn der eine Teil protestantisch ist, von einem nichtkatholischen Prediger sich einsegnen lassen, werden von der katholischen Kirche als christliche Eheleute nicht anerkannt. Sie schließen sich dadurch von dem Empfang der heiligen Sakramente und den kirchlichen Ehrenämtern als Paten, Trauzeugen, Kirchengemeindevertretern und dergleichen aus. Ihre Kinder werden kirchlich als unehelich betrachtet, weshalb auch die Mutter nach der Taufe keinen Kirchgang halten darf."

Auf das Bekanntwerden dieses Erlasses hin äußerte sich nach dem „Reichsb." vom 8. Nov. die offiziöse „Nordd. Allg. Ztg." mit erfrischender Deutlichkeit:

„Die römische Kirche hat sich von jeher ein Recht auf alle Kreatur angemaßt. In konsequenter Geltendmachung dieses Anspruchs hat sie stets festgehalten, daß auch die Protestanten der Bestimmung des Tridentinums über die Form der Eheschließung unterworfen sind. Ehen, welche Protestanten unter sich oder mit Katholiken nicht in dieser Form abgeschlossen haben, werden also von der Kirche, sobald nur das Tridentinum in der betreffendem Parochie publiziert ist, als nichtig angesehen. In Gebieten, in denen die evangelische Kirche große Verbreitung gewonnen hatte, hat der päpstliche Stuhl allerdings nachgelassen, daß Mischehen und rein evangelische Ehen auch ohne die Beachtung der tridentinischen Form geschlossen werden konnten. Dazu bedarf es indes einer besonderen Anordnung seitens des päpstlichen Stuhls, und die Befreiung von der tridentinischen Form geschieht immer nur ausnahmsweise.

Also, wenn die katholische Kirche das Tridentinum in Brandenburg und Pommern eingeführt hat, so hat sie damit erklärt, daß daselbst alle evangelischen Ehen und alle gemischten, bei denen nicht ein katholischer Geistlicher mitgewirkt hat, null und nichtig, daß die Kinder, die aus diesen Ehen hervorgehen, Bastarde sind, — vom Kaiser bis zum Bauer. Wir wiederholen: die Berufung darauf, daß das Tridentinum eingeführt worden sei, ist das denkbar Frechste, was die „Germania" erwidern konnte. Sie bietet uns damit den Trost, daß nicht nur die fraglichen Mischehen, sondern alle protestantischen Ehen nichtig sind."

Daraufhin wurde der berührte Erlaß gemildert. Als kurze Zeit darauf Kaiser Wilhelm in Breslau mit dem Fürstbischof Herzog zusammentraf (1882), hat sich nach einem Bericht, der aus dem Munde des verstorbenen Kaiser Friedrich stammt, und in seiner Umgebung bewahrt wurde, folgende Scene abgespielt:

„Bei der etwas salbungsvollen Ansprache des Fürstbischofs (eigene Worte des Kronprinzen!) unterbrach ihn der Kaiser mit unwilligem Ton: „Lassen Sie Ihre schönen Redensarten, — die stimmen nicht mit Ihrer Handlungsweise in der Mischehefrage überein! Überhaupt muß ich Ihnen meine tiefste Mißbilligung über dieses lieblose und unchristliche Verfahren aussprechen!" — Als dann der Fürstbischof einige entschuldigende Worte vorbrachte und die Schuld auf andere oder auf die gegebenen Verhältnisse wälzen, auch den Inhalt des Proklamas abschwächen wollte, unterbrach ihn der Kaiser abermals.

„Nein, dafür gibt es keine Entschuldigung; übrigens hat mir der Kultusminister nicht nur den Inhalt des zweiten, abgeschwächten Proklamas, sondern auch das erste überklebte (!) vorgelegt. Ist das der Dank für das Wohlwollen und Vertrauen, das meine Gemahlin, die Königin, und ich Ihnen stets entgegengebracht haben?! — Haben Sie nicht bedacht, daß Sie mit dieser Beschimpfung aller evangelisch eingesegneten Ehen auch die Ihres Königs mit beschimpft haben?! Das habe ich von Ihnen, als einem Diener Christi, als einem christlichen Bischof, nicht erwartet und muß Ihnen daher nochmals meine Mißbilligung als Landesherr, wie als evangelischer Christ und Landesbischof hierdurch aussprechen." Mit diesen energisch gesprochenen Worten habe der Kaiser den Fürstbischof stehen lassen und sich mit einer kurzen, dankenden Begrüßung und einem Händedruck an den evangelischen Generalsuperintendenten, der ebenfalls befohlen war, gewandt, um dann weiterzugehen. Der Kronprinz äußerte dann noch: „Er habe sich gefreut, daß sein kaiserlicher Vater einmal energisch mit diesen Fanatikern geredet und dem Erzbischof die Larve vom Gesicht genommen habe; auch sei es ihm eine Genugtuung gewesen, daß der höchste evangelische Geistliche der Provinz Schlesien, der wohl im Laufe seiner Amtstätigkeit manche Zurücksetzung im Verhältnis zu dem bevorzugten Fürstbischof sich habe gefallen lassen müssen, Augen- und Ohrenzeuge dieser Scene war."

Wir könnten uns immerhin denken, daß Kaiser Wilhelm II. ähnlich mit dem Metzer Bischof verfahren sei, denn erstens meldet der in Fameck zuständige evangelische Pfarrer, daß er seit Aufhebung des Ediktes schon ein evangelisches Kind in der Reihe ohne Widerspruch hat begraben können, und zweitens heißt es in den Zeitungen, daß Bischof Benzler in sein Kloster Marialaach zurückkehre. Also gilts vielleicht doch im neuen Deutschen Reich: Kaiser und Bischof und nicht wie im alten: Bischof und Kaiser.

Vom Freidenker-Kongreß in Rom.

Es sei mir gestattet, zu den Ausführungen in Nr. 44 der Beilage zum Protestantenblatt, betreffend den inter-

nationalen Freidenkerbund in Rom, einige bezügliche unmittelbar gemachte Beobachtungen hinzuzufügen!

Der Kongreß begann mit Absicht am 20. September als an dem nationalen Festtage des neuen Italiens. Am 20. September pflegen die Bewohner Roms zur Porta Pia zu pilgern, zu der Stätte, an der am 20. September 1870 die königlichen Soldaten in die päpstliche Stadt eindrangen. Die einen gehen zur Bresche, um sich des Beginnes der nationalen Einheit zu freuen; die anderen gehen hin, um der Männer, die Blut und Leben für diese nationale Einheit geopfert, sowie ihres großen Führers zu gedenken; die dritten, um ihrer Befriedigung über den Untergang der weltlichen Macht des Papstes aus idealen und anderen Gesichtspunkten Ausdruck zu geben; die vierten, um dem liberalen Prinzip zu huldigen, das am 20. September 1870 die öffentlichen Institutionen Italiens zu bestimmen begonnen hat; die fünften, um dieses liberale Prinzip nicht um seiner selbst und seiner bisherigen Erfolge willen zu rühmen, sondern es zum Bewußtsein zu bringen als den Anfang einer allzu langsamen und von dunklen, bösen, bis heute triumphierenden Kräften gehemmten Bewegung, die nur enden dürfe mit der Erklärung der Republik, mit der Sozialisierung des Eigentums, mit der absoluten Vernichtung der Kirche, mit der Absetzung aller göttlichen Wesenheit oder auch gleich mit der unbedingten Verwirklichung einer zivilen und kosmischen Anarchie. Als der Inbegriff all dieser eben genannten Bresche-Pilger hat sich der internationale Freidenker-Kongreß in Rom präsentiert, und zwar sowohl in den Reden und Kundgebungen bei der Eröffnung als in dem korporativen, provozierend-demonstrativen Zuge zur Porta Pia im Anschluß an die Eröffnung.

Die Unklarheit über die positiven Ansichten und Absichten der „Freidenker" hat es den Sektierern aller Schattierungen auf dem Gebiete der religiösen und wissenschaftlichen Überzeugung und der Politik gestattet, im Namen des Freidenkertums für ihre speziellen eigenen Ziele Anhänger zu werben und dort zu finden, wo sie sonst keine gefunden hätten. Namentlich in Italien ist dies der Fall gewesen, und die Mehrzahl der über 4000 in Rom zusammengeströmten „Freidenker" ist — um von den die verbilligte Fahrgelegenheit 2c. ausnutzenden Vergnügungsreisenden zu schweigen — von italienischen Republikanern, Sozialisten und Anarchisten gebildet. Kein Wunder, daß die Verhandlungen des Kongresses vorzugsweise ein derartiges politisches Gepräge gehabt haben, wie es mit der Gegnerschaft gegen Gewissenssklaverei oder präziser gegen alle Kirchen keineswegs ohne weiteres vereinbar ist. Es waren Verhandlungen, die, wofern sie nicht einfache Wiederholungen der hergebrachten Negation des religiösen Dogmas, ja der Religion überhaupt und der klerikalen Ansprüche waren, fast ausschließlich die Ideale der Sozialisten, Republikaner, Anarchisten u. a. zum Gegenstande hatten, Ideale, die mit der tatsächlich nirgends behinderten Freiheit des Denkens und selbst mit der Freiheit des Bekenntnisses in einen notwendigen Zusammenhang zu bringen nur die ewig politisierenden Romanen fertig bekommen.

Dem Freiheits-Ideal der „Freidenker" will ich selbstverständlich nicht im mindesten zu nahe treten. Aber wie für dieses Ideal agitiert wird, wie wenig die Besonnenheit auf die durch Worte doch nicht beseitigten historischen Realitäten materieller und geistiger Art und auf die Unvollkommenheiten der Wirklichkeit in den Agitationen eine Rolle spielt, wie wenig Gewissenhaftigkeit und Loyalität in der Determinierung des Freiheits-Ideals und der zu ihm führenden Wege und Stationen anzutreffen ist, möchte ich anregen, nachzuprüfen. Was ich hier in Rom an Probe der Agitationsweise gesehen habe, spricht eine sehr böse Sprache. Mich hierüber zu verbreiten, ist dies nicht die angemessene Gelegenheit. Auch in eine Diskussion mit Professor Sergi oder mit Ernst Haeckel darüber einzutreten, welches wissenschaftliche und namentlich erkenntnistheoretische Recht ihre vor dem Kongresse ausgesprochenen beziehungsweise demselben gedruckt übergebenen Thesen besitzen, muß ich mir hier versagen; nur diese meine Überzeugung möchte ich nicht verhehlen, daß sie einer Versammlung von Gelehrten gegenüber nicht nur nicht dieselben Thesen, sondern vor allem nicht diese Thesen mit so autoritativer, Glauben heischender und dem Ungläubigen das intellektuelle und moralische bezw. soziale Anathema verheißender Betonung auszusprechen gewagt hätten als gegenüber diesem Konvolut der „freien" „Denker". Kurz, es war bei den gelehrten Führern des Kongresses, die den Kredit der Gelehrten und damit der Wissenschaft untergruben, und bei der in „Evviva"! „Abbasso"! „Bravo"! 2c. mit und ohne Umschreibung sich äußernden Masse der Kongressisten herzlich wenig von dem Wege zu bemerken, auf dem das Gute in der Bewegung der „Freidenker" vorwärts kommen kann.

Aus der Schweiz.

Im schweizerischen Kanton Zürich wählen die Kirchengemeinden ihre Pfarrer in allgemeiner Wahl aller ihrer Angehörigen und zwar nicht auf Lebenszeit, sondern auf sechs Jahre. Nach Ablauf dieser Periode findet eine Neuwahl statt.

Die Wahl des Pfarrers durch die Gemeinde ist auch in Deutschland nichts Seltenes mehr, aber von der Wahl auf Zeit würde man die schlimmsten Folgen erwarten, fortwährende Streitigkeiten in der Gemeinde, unwürdiges Werben der Geistlichen um die Gunst ihrer Pfarrkinder und Wähler, häufige Enthebung der Geistlichen von ihren Ämtern 2c. 2c.

Dem gegenüber ist von besonderem Interesse das Ergebnis der letzten in der zweiten Hälfte des Winters und im Frühling dieses Jahres vollzogenen Züricher Pfarrerwahlen.

Es waren im ganzen 165 Wahlen zu vollziehen. In zwei Fällen sind die Inhaber der Stellen nicht wieder gewählt, in zehn Fällen ist nicht eine einzige verneinende Stimme abgegeben, in einer großen Zahl sind nur verschwindend wenig Nein dagewesen. Leere Stimmzettel fanden sich nur sehr selten.

Dies Resultat ist nicht eine Folge von Gleichgültigkeit, die Teilnahme an der Wahl war vielmehr eine starke. Ebensowenig kommt es daher, daß nur eine Richtung die ganze Züricher Kirche beherrscht; eben dieselben Verschiedenheiten herrschen in ihr, wie in den deutsch-evangelischen Kirchen. Orthodoxe und Liberale und Sozialdemokraten gibt es dort ebenso wie in Deutschland und bei der erstmaligen Wahl wird die theologische Richtung nicht ohne Einfluß sein.

Anders bei den Wahlen, bei welchen es sich um die Bestätigung handelt. Nicht die theologische Richtung, sondern die Amtsführung des Pfarrers ist hier das Entscheidende; auch in größeren Gemeinden, die mehr Pfarrer verschiedener Richtung haben. Da wird nicht etwa gesucht Mehrheiten zu sammeln, durch welche nur eine Richtung zur ausschließlichen Geltung kommt, der einmal geschaffene Zustand wird aufrecht erhalten.

Ein interessantes Beispiel bietet die Gemeinde Neumünster in Zürich. An ihr funktionieren der auch in Deutschland wohl bekannte Pfarrer Schönholzer, bis ganz vor kurzem Zentralpräsident des schweizerischen Vereins für freies Christentum, der Pfarrer Kutter, der von den Orthodoxen gewählt war, manchen seiner Wähler aber vielleicht durch seine bekannten neuerlichen, der Sozialdemokratie stark das Wort redenden Schriften verletzt hat und ein vermittelnder Richtung angehöriger Geistlicher. Alle drei sind mit starken Mehrheiten wieder gewählt. Der Vermittler mit 90, Schönholzer mit 88 und Kutter mit 80 % der abgegeben Stimmen.

In industriellen Gemeinden sind auch Geistliche, die keineswegs auf dem sozialdemokratischen, dort stark vertretenen Standpunkte stehen, mit großer Mehrheit, also auch von Sozialdemokraten, wieder gewählt.

Diese Ergebnisse zeigen, daß in den Züricher Gemeinden zwischen den verschiedenen theologischen, ja auch mit einer ausgesprochen kirchenfeindlichen Richtung viel mehr Frieden und Verträglichkeit herrscht als bei uns. Das ist ganz erklärlich. Dort können die Gemeinden den verschiedenen in ihnen herrschenden Strömungen bei den Wahlen Rechnung tragen und es gibt kein Konsistorium, das einem Gewählten wegen mangelnder Rechtgläubigkeit die Bestätigung verweigern oder sein Amt entziehen kann und die Gegner eines freigesinnten Pfarrers dadurch geradezu anreizt, ihn offen und geheim zu bekämpfen. Die Zahl der Wahlstellen ist zudem bei uns nur gering im Verhältnis zu denen, bei welchen die Besetzung in den Händen der kirchlichen Behörden oder orthodox gesinnten Patrone liegt. Den Liberalen kann es deshalb nicht verdacht werden, wenn sie jede sich bietende seltene Gelegenheit benutzen, einen Mann ihrer Richtung in das Amt zu bringen. Darum fortwährender Anlaß zu Kampf und Streit in den Gemeinden und zu Beunruhigungen durch Eingreifen der kirchlichen Behörden.

Auch die kirchliche Verdammung der Sozialdemokratie hat nicht wenig dazu beigetragen, sie in der Feindschaft nicht nur gegen die Kirche, sondern auch gegen das Christentum zu bestärken; im Kanton Zürich findet die prinzipielle Stellung der Sozialdemokratie doch in der Praxis freundliche Beziehungen zur Kirche.

Die Wahl der Geistlichen auf Zeit hat aber auch noch den großen Vorteil, daß diese sich in gutem Vernehmen mit der Gemeinde, auch mit dem Teile, der nicht ihrer Richtung angehört, zu halten suchen, daß sie sich selbst bemühen, die Gegensätze auszugleichen.

Daß Würde und Ansehen der Geistlichen darunter nicht leiden, das beweist auch das Ergebnis der Wahlen. Wie sollten unwürdige Beeinflussungen der Wahl in Verhältnissen leicht möglich sein, die so der öffentlichen Kritik ausgesetzt sind? Ein auf ungerechtfertigte Weise erreichter Erfolg müßte auch die Beziehungen des Geistlichen zu seiner Gemeinde auf die Dauer schädigen.

Sollten uns die Ergebnisse freien Kirchentums nicht nahe legen, unsere Einrichtungen den Züricher anzunähern?

Nachrichten.

Allgemeines.

Ein Wort der „Kreuzzeitung" aus Anlaß einer Polemik gegen die „Vossische Zeitung" muß allgemein bekannt werden. Die „Vossische Zeitung" hatte in einem Artikel: „Stöcker redivivus" die Forderung der Absetzung des D. Fischer einen schweren Angriff genannt gegen das Kirchenregiment, das verpflichtet sei, für Orthodoxe und Liberale zu sorgen, gegen die Liberalen, die ein Recht hätten auf Geistliche ihrer Gesinnung, gegen die Pastoren, deren Ruf als wissenschaftliche Theologen und wahrhaftige Menschen bedroht sei, gegen die wissenschaftliche Theologie, als dürfe sie sich ihre Wege und Resultate vorschreiben lassen, ohne aufzuhören Wissenschaft zu sein. In den Bemerkungen zu diesem Artikel schreibt die „Kreuzzeitung" Nr. 571 u. a. wörtlich: „. . . . . und kein Kirchenregiment hat das Recht, die Freiheit der theologischen Wissenschaft und des religiösen Bekenntnisses, an der wir nicht rütteln wollen, auf die Prediger der christlichen Kirche auszudehnen."

Protestantisches.

Preußen. Pfarrwitwen- und Waisenfonds. Zu den vom Verwaltungsausschusse des Pfarrwitwen- und Waisenfonds in der Sitzung vom 17. Juni d. Js. gefaßten Beschlüssen, betreffend die Verbesserung der Stellung der Fondsinteressenten, insbesondere durch Aufhebung der gesetzlichen Pfarrbeiträge an den Fonds und die Erhöhung des Witwen- und Waisengeldes, ist die erforderliche Zustimmung des Fondsvorstandes sowie des königlichen Staatsministeriums erteilt worden. Die Beschlüsse lauten:

A. I. Die Geistlichen und Emeriten, auf welche § 1 des für die altpreußische Landeskirche geltenden Pfarrwitwengesetzes vom 15. Juli 1889 und § 1 der rr. Pf. Landeskirchen der neueren preußischen Provinzen maßgebenden Pfarrwitwengesetze vom 31. März 1895 Anwendung finden, desgleichen die Hinterbliebenen dieser Geistlichen und Emeriten sowie die erledigten Pfarrstellen, werden vom 1. April 1904 an von den ihnen gesetzlich obliegenden laufenden Pfarrbeiträgen zum Pfarrwitwen- und Waisenfonds (2 Proz. bezw. im Falle des Verzichts auf Witwengeld 1/3 Proz. des Diensteinkommens oder Ruhegehalts) befreit.

II. Diejenigen Geistlichen und Emeriten, welche auf Witwengeld verzichtet haben, werden von den auf Grund der Versicherung bei der Allgemeinen Witwenverpflegungsanstalt zu leistenden, auf den Pfarrwitwen- und Waisenfonds übergegangenen Witwenkassenbeiträgen vom 1. April 1904 ab insoweit befreit, als die letzteren den Betrag von 1 2/3 Proz. des gegenwärtigen bezw. des vor der Pensionierung bezogenen Diensteinkommens nicht übersteigen.

III. Die Kirchenregierungen der am Pfarrwitwen- und Waisenfonds beteiligten Landeskirchen werden ermächtigt: 1) diejenigen an den Fonds angeschlossenen Geistlichen, welche bei einer deutschen evangelischen Gemeinde außerhalb Deutschlands angestellt oder im Dienste derselben in den Ruhestand versetzt sind, vom 1. April 1904 ab von den ihnen auferlegten laufenden Pfarrbeiträgen zum Pfarrwitwen- und Waisenfonds zu entbinden und bei künftigen Vereinbarungen über die Zulassung solcher Geistlichen zum Pfarrwitwen- und Waisenfonds von der Auferlegung laufender Pfarrbeiträge abzusehen; 2) a. diejenigen an den Fonds bereits angeschlossenen Geistlichen, welche bei Anstalten oder Vereinen der inneren oder äußeren Mission angestellt oder im Dienste derselben in den Ruhestand versetzt sind, vom 1. April 1904 ab von den ihnen auferlegten laufenden Pfarrbeiträgen zum Pfarrwitwen- und Waisenfonds zu befreien, falls die letzteren — je nach Umständen unter Ermäßigung um höchstens 1/2 Proz. des Diensteinkommens bezw. Ruhegehalts — von den beteiligten Anstalten oder Vereinen übernommen werden; b. bei künftigen Vereinbarungen über den Anschluß der zu a. bezeichneten Geistlichen an den Pfarrwitwen- und Waisenfonds die Leistung der laufenden Pfarrbeiträge unter Freilassung der Geistlichen den beteiligten Anstalten und Vereinen aufzuerlegen.

IV. Auf die als Lehrer einer landeskirchlichen theologischen Lehranstalt angestellten oder aus einem solchen Amte in den Ruhestand versetzten Geistlichen findet, insoweit sie nicht den unter Nr. I. angeführten kirchengesetzlichen Bestimmungen unterliegen, die Vorschrift zu Nr. III, I. entsprechende Anwendung.

B. Vom 1. April 1904 ab gelten hinsichtlich der an diesem Tage laufenden, der seitdem fällig gewordenen und der künftigen Witwen- und Waisengelder folgende Bestimmungen:

I. Das Witwengeld beträgt bei einem Dienstalter des verstorbenen Geistlichen oder Emeriten

	bis zum vollendeten	5.	Dienstjahre	700	M.,
vom 5.	bis zum vollendeten	10.	„	750	„
„ 10.	„ „ „	15.	„	800	„
„ 15.	„ „ „	20.	„	850	„
„ 20.	„ „ „	25.	„	900	„
„ 25.	„ „ „	30.	„	1000	„
„ 30.	„ „ „	35.	„	1100	„
„ 35.	„ „ „	40.	„	1200	„
	von mehr als	40.	Dienstjahren	1500	„

II. Im Falle der Kürzung des Witwengeldes wegen eines mehr als 15 Jahre umfassenden Altersunterschiedes der Ehegatten wird, wenn die Ehe fünf Jahre gedauert hat, für jedes angefangene Jahr ihrer weiteren Dauer dem gekürzten Betrage $^1/_{40}$ des nach den Bestimmungen zu I. zu berechnenden Witwengeldes so lange hinzugesetzt, bis der volle Betrag des letzteren erreicht ist.

III. Das Waisengeld beträgt: 1) für Kinder, deren Mutter lebt und zur Zeit des Todes des Geistlichen zum Bezuge des Witwengeldes berechtigt war, 250 M. für jedes Kind; 2) für Kinder deren Mutter nicht mehr lebt oder zur Zeit des Todes des Geistlichen zum Bezuge von Witwengeld nicht berechtigt war, 400 M. für jedes Kind.

Bayern. Im Zeitraum von 50 Jahren (von 1853 bis 1903) ist die protestantische Bevölkerung von 930298 auf 1310164, also um 380466 gestiegen. Die Zahl der Geistlichen ist von 1012 auf 1081 angewachsen. Während im Jahre 1853 nur 919 Seelen auf einen Geistlichen kamen, hat sich dieses Verhältnis jetzt dahin geändert, daß 1212 Seelen auf einen Geistlichen kommen.

Königreich Sachsen. Der Evangelische Bund verteilt an seine Mitglieder vom 1. Januar 1905 ab ein Monatsblatt umsonst, um das evangelische Bewußtsein zu stärken und die Unternehmungen des Ultramontanismus bekannt zu geben. Herausgeber sind die Pfarrer Weichelt und Müller in Zwickau.

Römisches.

Ultramontanes zur Schulfrage. Nach einem Stenogramm teilt die „Straßb. Ztg." vom 21. 9. 04 aus einer Rede des Volksvereinsredners Karl Hauß, die er im christlich-sozialen Verein in Gebweiler gehalten hat, folgenden Satz mit: „So lange wir leben, werden wir als katholische Männer nie zugeben, daß die Schule ihres konfessionellen Charakters entkleidet werde. Nie und nimmer werden wir zugeben, daß das Kruzifix aus der Schule entfernt werde. Das Kind, es gehört nicht dem Staat, nein, es gehört uns."

Zur interimistischen Verwaltung einer Hülfspredigerstelle, 1/2 bis 3/4 Jahr, wird ein Kandidat, womöglich ordiniert, gesucht.
Näheres durch
Decke, Propst.
Breslau, Seminargasse 13.

Harmoniums,
erstklassiges Fabrikat von vollendeter Tonschönheit liefert zu den günstigsten Bedingungen
E. Beckmann,
Dünnow i. Pommern.
Kataloge gratis und franko.

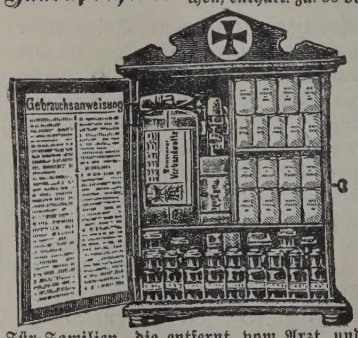
Höhe 12 cm.
Oberer Durchmesser 6 cm.

Kleine
Abendmahlskelche
in stylgerechter Form zum Einzel-Gebrauch fabriziert in verschiedener Ausführung:
versilbert, poliert u. desgl. innen vergoldet; altsilber innen vergoldet.
Berliner Metallwarenfabrik
H. A. Jürst & Co. A.-G.
Adlershof-Berlin.
Musterläger: Ritterstr. 71, Friedrichstr. 64.

OTTO MOSICH
früher: Held & Herter
BERLIN W.
65a. Friedrichstr. 65a.
Erste Etage.
Für Weihnachtsbescherungen
Wohltätigkeitszwecke
besonders preiswerte **Strümpfe, Socken, Unterjacken, Unterbeinkleider.**
Die illustrierte Preisliste steht auf Wunsch kostenfrei zu Diensten.

Christbaumschmuck aus Glas als Baumspitzen, Engel mit beweglichem Flügel, Glöckchen, Vögel, Trompeten mit Stimme, Weihnachtsmänner, Kugeln in versch. Grösse u. fein. Bemalung, Eier, Ballon, Früchte, Reflexe, Torpedos, Phantasiesachen, Eiszapfen, Kettenkugeln, Lamettaartikel in geschmackv. Zusammenstellungen prachtvollster Neuh. in zart. Farben u. feinster Bespinnung versendet frei inkl. Verpack. m. noch besond. Zugabe i. Postkisten zu Mk. 5, 6, 8, 10 und in Bahnkisten in jed. Preislage im Interesse und zum Besten hiesiger Glasbläser. Sortiment I ganz weiss. Sortiment II bunt (weiss u. farbig).
Steinheid (S.-Mein.) Pfarrer Langguth.

Bestes Weihnachtsgeschenk!
Eine kleine Ausgabe, aber oft ein großer Retter in der Not. Der denkbar nützlichste Gegenstand im Hause ist eine komfortabel eingerichtete **Hausapotheke.** Ich liefere ein sauber ausgestattetes Wandschränkchen, enthalt. za. 50 bekannte Hausmittel (zum Einreiben, Baden, gegen Brandwunden. Durchfall, Husten, Kopfschmerzen, zum Gurgeln, gegen erfrorene Glieder, zum Inhalieren, gegen Magenbeschwerden, Wunden, Watte, Binden 2c.) mit genauer alphabet. Gebrauchsanweisung exkl. Porto gegen Nachnahme zum Preise von **nur 10 Mk.** 2 Stück auf einmal 19 Mk. Bei den mannigfachen kleinen Unfällen und Krankheiten, die täglich vorkommen, bildet diese Hausapotheke für jedermann einen wahren Segen. Bei größeren Unfällen kann man sofort die erste und allernotwendigste Hilfe leisten.



Für Familien, die entfernt vom Arzt und von der Apotheke wohnen, von allergrößter Wichtigkeit! Auch als Geschenk sehr zu empfehlen!
Fritz Ohlendorf, Quedlinburg a. Harz 482. Hausapotheken u. Verbandkästen.

5 Stück sortierte, schädelechte 6- u. 8-Ender
Hirschgeweihe
zusammen 20 Mk. Nachnahme.
Georg Fritzmann, Lichtenfels 3, Bayern.

Harmonium.
Das Nordische Musikhaus in Flensburg, Inh. Pastor a. D. S. Simonsen, ist auf Anregung mehrerer Pastoren mit der Tendenz begründet, Musikfreunden beste Harmoniums u. Pianos zu tunlichst kleinem Preis zu liefern. 20 J. Garantie. Probesendung kostenlos. Kataloge gratis.

Höchste Auszeichnungen.
Emmer-Pianinos.
Flügel-Harmoniums.
Fabrik Berlin C 89, Seydelstr. 20.
Günstigste Zahlungsbedingungen.
Preisbuch gratis.

Wollsachen werden z. Kleiderstoffen, Buckskin, Teppichen u. Decken umgearb. i. d. Grünberger Wollweberei G. Allmendinger, Grünberg (Hess.)
Proben frei.
Mechanische Weberei.
Handweberei.

Husten.
Tossapastillen heilen sofort jeden Husten, Heiserkeit, Verschleimung, Katarrh, Erkältungen. Nie versagendes Mittel. Unzähl. geholf. Glänzende Anerkennungen. 1 M. Bei 3 Sch. franko Zusendg. Apotheke z. Oberthor Nr. 54, Mühlhausen i/Els.
Kerm. Ext. Seneg. aa 0,02, Terpin 0,04, Sacch. Vanill. ad 1,0.

Bei Bestellungen und Anfragen auf Grund der **Protestantenblatt-Inserate** bitten wir stets auf dasselbe Bezug nehmen zu wollen.

Der heutigen Nummer liegen folgende Ankündigungen bei: der Firma Gebauer-Schwetschke, Druckerei und Verlag m. b. H., Halle a. S., über Religionsgeschichtliche Volksbücher; der Firma J. F. Lehmanns Verlag, München, über Weihnachtsbücher für das deutsche Haus. Wir empfehlen diese Beilagen der geneigten Beachtung unserer Leser.

Für die Herausgabe verantwortlich: Pastor R. Emde, Bremen, Kirchbachstraße 7. Verlag und Druck von Carl Schünemann, Bremen